Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 9. Januar — 1908

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Säemann — Das Frömmigkeitsideal der modernen Theologie in gegnerischer Beleuchtung (Stange) — Von aktuellen Sachen. 3. Von der preußischen Generalsynode — Literaturbriefe. 15. Ibsen und Björnson — Religion und Kirche auf Island. 1 — Heiratsgeschichten aus der Reformationszeit. 1. Johann Calvin — Verschiedenes: Die religiösen Ideale der modernen Theologie (Schuster, Bornemann, Veit, Foerster); Ibsen, Björnson, Nietzsche (Weinel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Säemann

Es ging ein Säemann aus, zu säen. ... Etliches fiel auf ein gutes Land und trug Frucht; Etliches hundertfältig, Etliches sechzigfältig, Etliches dreißigfältig. Matth. 13, 3.

Vor wenigen Wochen stand ich in der Leipziger Meunier=ausstellung vor des belgischen Plastikers „Denkmal der Arbeit", in dessen vier Steinreliefs er die Hauptbetriebe im wirtschaftlichen Leben der Zeit verbildlicht hat: den Ackerbau, die Industrie, das Bergwerk, den Handel. Das Sinnen, Suchen und Sehnen seines ganzen Künstlerlebens hat der Meister in diesem Monument seinem Volk und seiner Welt zusammenfassend erschlossen, die ganze Tiefe der Liebe seiner Seele; und so wurde es zu einem Testament an die Menschheit. Seinem Gesamtwerk gab er eine freistehende Kolossalgestalt bei: einen Säemann, der mit ernstem Mannesantlitz, voll Kraft und Ruhe in der Haltung, die Enden des Aussaatschurzes um die Linke geschlungen, mit der markigen Rechten zum neuen Wurfe weit ausholend, über den Acker zu seinen Füßen schreitet. In die Ferne und Weite hinein brennt seines Auges Blick. Etwas wie die Gewißheit kommender Erntefreude glüht in ihm auf, Etwas wie die stolze Ahnung, daß sein Tun nicht umsonst sein werde. Und eben dieses Auge und eben jener Blick des Auges, sie finds, die einen lehren, daß die Gestalt dort oben als eine Geistesschauung des Künstlers, als seine Vision gedacht sein will, daß sie ein Menschheitstypus ist, daß sie — ein hehres, heiliges Symbol des tätigen Lebens überhaupt — das heute atmende Geschlecht mahnen will, Zukunftssamen auszustreuen, damit aus ihm ein reicheres und glücklicheres und würdigeres Dasein aufwachse.

Indem ich unter dem Bilde des Künstlers dem nachsann, wars mir, als wichen Raum und Zeit weit hinter sich zurück. Augen sah ich im Geiste vor mir, in denen jener Siegesblick des Lebens mir entgegenleuchtete, aber nicht aus Bronze und Stein heraus, auch nicht aus der tastenden Seele eines Künstlers, sondern als eine holde, schöne, volle Wirklichkeit des Daseins aus göttlicher Schöpferhand. Die Augen aber gehören einem Manne, der über des heiligen Landes Fluren wandelt im schlichten jüdischen Rabbikleid durch Blumen und Wüsten hindurch, vorüber an Hecken und Märkten, vorbei am Weinstock und Feigenbaum. Und während die Leute noch forschen, woher er kommt, und während die Klugen und Großen sich noch den Kopf darüber zerbrechen, wie man sich zu ihm zu stellen habe, — geht er durch sie alle dahin und streut seinen Samen da und dort, seine Gedanken und Worte, daß die Hörer, mehr ahnend als verstehend, davor staunen wie vor einem neuen, großen Wunder. Ihn aber störts nicht, ob ihm aus der vollen Säemannshand dies auf den Weg oder jenes unter Dornen und ins Steinige fällt. Ein unverwüstlicher Optimismus durchwärmt ihm die Brust. Er glaubt an die Frucht aus der in Gott getanen Arbeit. Er glaubt an das Licht und seine Gewinnerkraft; er glaubt an die Wahrheit und ihren schließlichen Sieg. Er glaubt an den Segen des wirkenden Geistes. Das steigert ihm die Arbeitslust zur Unermüdlichkeit, das nimmt seinem Wirken jede peinigende Hast der Gereiztheit und Ueberreizung, das gibt ihm das ruhige Auge, den festen Schritt, die Gelassenheit des Siegers. Weiß er schon, daß um ihn, als ihren Mittelpunkt, die Geschichte kreist, — er findet Zeit, einer Mutter ihr Kind zu segnen. Sucht er schon in seines Vaters Aug und Herz und sinnt dessen Gedanken nach, er hat seine Lust dabei, in die Lilie am Wege sich zu vertiefen und ihr das Geheimnis ihrer Schönheit abzulauschen.

Ob der Künstler des Galiläers dachte, als er seinen Säemann formte? Wer einen Ecco homo schaffen konnte, wie er ihn schuf, dem ists zuzutrauen, daß er schärfer als Andere auch hier in jenes Herzen las. Aber wie dem auch sei: er ruft uns wie Jesus zu neuer Säemannsarbeit auf. „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

K

Das Frömmigkeitsideal der modernen Theologie in gegnerischer Beleuchtung

Am 22. und 23. Oktober v. J. tagte in Gießen „die kirchlich=positive Vereinigung für Hessen." Ueber den Zweck der Zusammenkunft in unsrer hessischen Universitätsstadt unterrichtet „Die Reformation" vom 17. November:

> ... die Positiven werden nicht ruhen, bis in der Gießener theologischen Fakultät auch Gelegenheit geboten wird, unsern theologischen Nachwuchs mit der positiven Theologie bekannt zu machen. Da vorerst keine Aussicht auf eine positiv besetzte Professur vorhanden ist, hat man bei der Landessynode den Antrag gestellt, daß der Zwang, das Fakultätsexamen in Gießen zu machen, fällt; dieser Antrag hat große Aussicht auf Annahme, wenn es keine Aenderung in der Fakultät gibt. Auch senden eine Reihe hessischer Väter ihre Söhne nicht nach Gießen zum theologischen Studium und suchen den Ring zu brechen.
>
> Aus diesen Verhältnissen heraus begreift es sich, daß die positive kirchliche Vereinigung daran dachte, gerade in Gießen positive Theologen Vorträge halten zu lassen.

Der eine der gehaltenen Vorträge liegt im Druck vor: Das Frömmigkeitsideal der modernen Theologie. Von D. Carl Stange, o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Leipzig, J. C. Hinrichs 1907. 31 S. 50 Pf.

1

Der Greifswalder Systematiker D. Carl Stange hat es mit dem Frömmigkeitsideal der modernen Theologie zu tun. Ich denke, wir dürfen diese Fragestellung willkommen heißen. Sie ist uns jedenfalls nicht fremd. Wir werden doch nicht fehl gehen, wenn wir uns an Schleiermacher erinnert finden. Und wenn wir uns unter Modernen umsehen, ich wüßte nicht, wer entschiedener als Ritschl, Herrmann, Harnack, Kaftan darauf gedrungen hätte, alles Verständnis von Religion und Christentum, der Lebensformen und der Lehrbildung der Kirche, in ihrer Einheit und ihrem Wandel, von der Einsicht in die Ideale der Frömmigkeit aus zu gewinnen. Mit Recht gewiß. In der Frömmigkeit, in eigentümlichem Leben aus Gott und zu Gott müssen die Wurzeltriebe auch alles theologischen Erkennens in Vergangenheit und Gegenwart sich uns offenbaren.

Und noch mehr. Wenn wir uns auf dies Tiefste und Innerste, auf das Geheimnis unsres Lebens besinnen, auf Gottvertrauen und Sündenvergebung, auf Nächstenliebe und Ewigkeitshoffnung, werden wir uns nicht dann auf gemeinsamem Boden begegnen, friedlicher als sonst wohl einander die Hände reichen dürfen? Denn, wenn ich mich der Genannten noch einmal erinnere, sie waren doch wohl von Nichts weiter entfernt, als von der Einbildung, daß die Theologie Frömmigkeitsideale zu schaffen vermöge. Das trauten und trauen sie nur den ewigen Gottesmächten in der Geschichte zu. Und die suchten und fanden sie bei jenen, denen in der Geschichte diese Mächte persönlich zu erleben gegeben war, bei jenen, die mehr waren als Theologen: die großen Reformatoren der Christenheit, deren Leben und Glauben, kurz deren Frömmigkeitsideale Theologen nur zu deuten, in Gedanken zu fassen, in Worten darzustellen berufen sind. Und merkwürdig, noch enger zieht sich der Kreis. Sie waren, die Genannten alle, überzeugt, daß wir heute im Kern der Frömmigkeit über Luther noch nicht hinausgekommen seien, daß unsre theologische Arbeit an diesem tiefsten Quellpunkt von ihm bedingt sei, es darum nur gelten könne, den reinen Gehalt und die wirksame Kraft von Luthers Frömmigkeit in ihrer bis heute unvergänglichen Bedeutung auch für moderne und modernste Welt und Zeit und Menschen herauszustellen und zu bewähren.

Aber daran wohl wird es liegen: Luthers Frömmigkeit in neuer und fremder Umgebung! Indessen Stange weiß ja: „die Geschichte des Christentums vollzieht sich immer zugleich in der Aneignung der dem Christentum homogenen Faktoren des geistigen Lebens und in der Anpassung des christlichen Bewußtseins an die jeweilig vorherrschenden Tendenzen des Zeitgeistes." Das also wird der Ursprung der Differenzen sein. Man wird in verschiedner Weise aneignen und anpassen. Mehr oder weniger, sorgloser oder ängstlicher wird man sich neuen Lebensmotiven erschließen, verschieden wird man diese werten, innigere oder losere Verbindungen wird man sie mit dem christlichen Leben eingehen lassen. Warum nicht? Reine Gegensätze doch können das nicht sein. Die Erde ist des Herrn und Alles, was darinnen ist. Aber die Erde ist doch nicht diese sinnliche Naturerscheinung allein. Ich denke, sie ist uns auch und zuerst Geschichte und Gegenwart geistigen Lebens.

Also eine Auseinandersetzung über das Maß der Aneignung und Anpassung! Aber auf gemeinsamem Boden. Und der Boden trotz all seiner geschichtlichen Weite für protestantische Theologie noch eng genug begrenzt.

Freilich, von diesem gemeinsamen Boden weiß Stange seinen Hörern wenig zu sagen. Ich nehme an, das bringt sein Thema mit sich. Er hat es mit den Differenzen zu tun. Und wer den Gegner als Gegner ins Auge faßt, der zeichnet mit scharfen Zügen. Nur vorsichtig! daß es nicht Karikaturen gibt; daß nicht der Verdacht entstehe, man habe durch die geflissentliche Schärfe in der Zeichnung der fremden Züge die unwillkommne Verwandtschaft der eignen zu verdecken gesucht!

Das Aneignen und Anpassen gilt dem geistigen Leben der Gegenwart. Es hat eigentümliche Welterkenntnis und Lebensanschauung produziert. Jene zunächst. Die moderne Welterkenntnis steht mit der Naturwissenschaft in engstem Bunde. Sie leitet dazu an, „alles Gegebene mit Hilfe der Kategorien des Verstandes in einen einheitlichen und geschlossenen Zusammenhang einzugliedern." Zwar will das nicht durchaus gelingen, nicht, wo die Fragen nach der Entstehung des Lebens, des Bewußtseins, des sittlichen Willens auftauchen. Aber die Versuchung ist für den Verstand begreiflich. Und er ist ihr erlegen. Die Folgen für das religiöse Leben liegen auf der Hand. „Die rein immanente Betrachtung der Welt läßt den Gottesbegriff als eine mehr oder weniger disputable Hypothese erscheinen, hebt aber grundsätzlich den Begriff der religiösen Erfahrung auf."

2

Und die moderne Theologie?

Sie hat einen unbegrenzten Respekt vor der Unverbrüchlichkeit des kausalen Zusammenhangs in der Welt.

Unter dem Vorwand der wissenschaftlichen Besonnenheit wird tatsächlich an die Stelle der religiösen Erfahrung die naturwissenschaftliche Reflexion gesetzt und zugleich damit die Basis aller Religion, nämlich die Ueberzeugung von der unmittelbaren Gegenwart Gottes in der Welt, preisgegeben.

Das ist ja wohl die nackte Anklage auf Naturalismus. Dagegen moderne Theologie zu verteidigen verbietet sich doch von selbst.

Aber wie steht es um die Voraussetzungen? Ist modernes Welterkennen wirklich ganz, so wie es Stange hinstellt, im Banne der naturwissenschaftlichen Reflexion befangen? von der Unverbrüchlichkeit des kausalen Zusammenhangs im Sinne der Naturwissenschaft überzeugt? Von dem entschlossenen Widerspruch doch haben wir vernommen, den die Anwendung naturwissenschaftlicher Methode auf das Verständnis geschichtlichen Lebens bei namhaftesten Historikern und Philosophen gefunden hat. Spezifisch-theologischen Charakter hat ihre Arbeit infolge dieses Widerspruchs gewiß nicht angenommen. Sie sind auch nicht der Meinung, mit dieser Wendung gegen die Naturwissenschaft erst neuerdings ihrer Forschung die Eigenart zu wahren. Sie sprechen vielmehr nur aus, was ihrer Forschung längst im Blute liegt, die Gewißheit, daß Natur und Geschichte — für unser Erkennen in unausgleichbarem Gegensatz stehen. mögen zusammenhängen, wie immer sie wollen — für unser Erkennen in unausgleichbarem Gegensatz stehen. Die Lage, denke ich, wird dadurch verwickelter, als die grobe Zeichnung des kecken Anklägers vermuten läßt. Er hat wohl diese Dinge nur in einiger Entfernung gesehen. Oder hat er sie nur in gehöriger Entfernung sehen lassen wollen? — so, daß Natur- und Geschichtswissenschaft in modernem Welterkennen ununterschieden in einander fließen? Dann freilich braucht die Frage nicht erst aufgeworfen zu werden, wo und wie moderne Theologie ihr Aneignen und Anpassen übt. Nicht das, sondern Ausliefern und Preisgeben ist ihre Art.

Aber Stange hat den Beweis für seine These geführt. Die moderne Theologie hat den Wunderbegriff eliminiert. Wenn nur Stange mit dem seinigen nicht Sand in die Augen seiner Hörer gestreut hätte! Nicht den heidnischen, hören wir, nur den biblischen gilt es. Dieser aber bezieht sich nicht auf einzelne, singuläre Ereignisse, sondern ist für das gesamte göttliche Wirken charakteristisch. Die Gesamtheit des Natur und Geschichtsgeschehens wird unter die Vorstellung des Wunders gestellt:

Es ist für die biblische Religion charakteristisch, daß sie den Gott der Wunder nicht bloß in vereinzelten außergewöhnlichen Begebenheiten des geschichtlichen Lebens erkennt, daß vielmehr die Werke seiner Schöpfung insgesamt als eine Tat seiner Wundermacht verstanden werden.

Wirklich? Hört nicht, wenn Alles Wunder ist, das Einzelne, Singuläre, Außergewöhnliche, auf, Wunder zu sein? Wunder in spezifischem Sinne, Wunder als Aufhebung des Naturzusammenhangs, Wunder in dem alten, aber das heißt ja nun: dem heidnischen, Sinne? Mir scheint, daß Stange sich in gefährliche Nähe zu moderner Wunderkritik begeben hat. Gewagte Unterscheidungen zwischen dem bloßen (heidnischen) Hinweis auf das Wirksamwerden der göttlichen Kausalität und dem (biblischen) Verständnis für die besondere Art des gött-

lichen Wirkens heben doch diese Annäherung nicht auf. Wäre es nicht zweckmäßig gewesen, das offen und ehrlich auszusprechen? Denn allerdings auf die Art des göttlichen Wirkens kommt es auch uns an. Aber wir sehen sie nicht, weder in einer Durchbrechung der Naturordnung, noch in dieser selbst, wie sie in ihren „wundersamen" Zusammenhängen uns als Aufgabe wissenschaftlichen Naturerkennens und technischer Naturverwertung gegeben ist. Wir suchen und finden sie in dem unbegreiflichen Zusammenhang dieses, in sich selbst sinnlosen, Naturgeschehens mit der sinnreichen Fülle des geschichtlichen Daseins. Da taucht er auf vor unsern staunenden Augen, der lebendige Gott, in den geheimnisvollen Wundern des persönlichen, des religiösen Lebens.

3

Aber die Geschichte und gar die Religion als der Schauplatz und die Kraft des persönlichen, ich will noch deutlicher sagen, des individuell-persönlichen Lebens! Das heißt ja wohl den „Eigenwert und die Selbständigkeit des einzelnen Individuums als höchste Norm anerkennen." Die zweite schwere Anklage ist formuliert. Hier haben wir „die moderne Proklamierung des Begriffs der Persönlichkeit." In der rein individualistischen Ethik der Neuzeit wird „der Begriff der Gemeinschaft dem Begriff der Persönlichkeit untergeordnet." Und die moderne Theologie „lebt von der Begeisterung für das moderne Ideal der freien Persönlichkeit."

Wieder steht die Moderne mit der heidnischen Antike, oder auch mit der Ethik des ausgehenden, wenn nicht gar des ganzen Mittelalters in einer Verdammnis. Die Fähigkeit oder der Wille des Unterscheidens läßt unsern Kritiker auch hier im Stich. Die Sophisten und Plato, Renaissancenaturen und Nominalisten, Nietzsche und moderne Theologen — ihm fällt Alles, während er weder die Einen noch die Andern nennt, unter die eine Gleichartigkeit, die zwischen moderner, mittelalterlicher, antiker Auffassung des Sittlichen besteht. Haben nicht gerade moderne Theologen den christlichen Persönlichkeitsgedanken scharf gegen Nietzsches Ideale abgegrenzt? Für Stange haben sie in den Wind geredet. Er ist entschlossen, ihre Worte für Nichts zu achten. Wo Andre mit schwersten Problemen des sittlichen Lebens ringen, wo sie mit heißem Bemühen das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft zu klären suchen, da ist Stange schnell fertig mit seinem Urteil auf Verleugnung des christlichen Gemeinschaftsgedankens. Ohne jeden Beweis geschieht das. Es ist so, weil es so in der Luft der Moderne spukt. Und moderne Theologie, natürlich, läuft jeden Holzweg mit, der da begangen wird.

Und welche Konsequenzen werden nun aus diesen gewagten Prämissen gezogen! Aus der Vorliebe für den Begriff der Persönlichkeit folgt ohne Weiteres eine „rein psychologische Interpretation des Sittlichen." Und unvermerkt geht die Psychologie gar in Physi[i]ologie über. Fast hofft man, daß das [S. 19 physologisch S. 20 phychologisch] nur ein Druckfehler ist. Aber der Zusammenhang ist zu deutlich. „Das sittliche Leben [ist] nur eine Steigerung des natürlichen Lebens." Seine rein naturhafte Begründung muß ja nach den früheren Ausführungen ohnehin schon feststehen. Und auch der Beweis ist wieder schnell zur Hand. „Das Moment der Schuld wird grundsätzlich eliminiert." Von wem? Von welchen modernen Theologen? Stange nennt in vornehm-bequemer Verallgemeinerung nirgends Namen. Schleiermacher ist der Einzige, der hin und wieder auftaucht. Immer wird er mit lebhafter Zustimmung genannt. Es hat den Anschein, als ob er glücklich in die Reihen der Positiven hinübergerettet sei. Doch wohl ein Brand aus dem Feuer. Stange hat vor einer Zuhörerschaft geredet, die sich über einen Vortrag Weinels über „Schuld und Entwickelungsgedanke" schwer entrüstet zeigt.*) Hätte es ihm doch gefallen, daran zu erinnern, was Schleiermacher in seiner Abhandlung „Ueber den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz" im zweiten Band der Werke zur Philosophie, S. 413—417, ausgeführt hat. Seine Zuhörer hätten es empfinden müssen, nicht, daß Schleiermacher und Weinel Recht haben, wohl aber, daß sie da vor dunkelsten Fragen und Problemen des sittlichen und religiösen Lebens standen, die kein vorlautes Ketzergeschrei leichten Sinnes aus der Welt zu schaffen vermag. Dann wäre auch Stanges Versuch einer Lösung oder Aufhellung dieser Probleme uns willkommen gewesen. Aber so?!

*) Die Reformation 1907, Nr. 46, S. 721.

4

Es ist nur folgerichtig, daß für moderne Theologie auch die Person Jesu nur die höchste Vollendung des menschlich-natürlichen Lebens, also selbst naturhaft begründet sein soll. Natürlich; moderne Theologen haben ja gegen Strauß oder Renan nie ein Sterbenswort geredet. Aber Stange mußte sie wohl so lehren lassen, wie er tut, weil nur so sein eigner Abstand von ihnen in der den Hörern erwünschten Weite deutlich werden konnte. Denn übrigens sieht man sich bei seinen christologischen Ausführungen in weitem Umfang an Albrecht Ritschl erinnert. Im Namen Gottes, so lehrt Stange, bietet Jesus die Vergebung der Sünden an. Kraft seiner Vollmacht hebt er die Sünde mit ihren Folgen auf. Er zieht keine logische Folgerung aus einer begrifflich feststehenden Gewißheit göttlicher Liebe. Eine persönliche Zusage göttlicher Gnade bringt er dem einzelnen Sünder. Aber er tut das als der erhöhte, in seiner Gemeinde gegenwärtige, Herr. Denn wie sein persönliches Handeln als die Aufrichtung der Herrschaft Gottes in der Geschichte zu begreifen ist, so soll die religiöse Gewißheit unter dem Einfluß des in der Geschichte sich offenbarenden Gottes sich gestalten. Ungefähr das, nur mit etwas andern Worten und in etwas strafferem Zusammenhang, haben moderne Theologen auch gelehrt. Wie aber das Wort „Erbsünde" bei Stange nicht begegnet, so fehlt umgekehrt jede, auch die leiseste Hindeutung auf Opfer, Genugtuung, Verdienst. Es ist Alles auf ein persönlich-geschichtliches Offenbarungsleben aufgebaut.

Was wohl die Alten zu dieser neuen Weise, alte Wahrheit zu lehren, sagen würden? Ob sie Stange zu seinem Schmerz unter die modernen Theologen rechnen würden, weiß ich nicht. Ich hoffe, trotz Allem nicht. Aber das gewiß: das Recht, von ihrem — mit Lessing*) zu reden — kleinen, aber unüberwindlichen Bezirke aus moderne Theologen mit Steinen zu bewerfen, würden sie ihm bestreiten.

Samuel Eck

Von aktuellen Sachen

Vom Parteinehmen — Vom Keplerbund — Von der preußischen Generalsynode — Vom Fall Jatho — Vom Liberalismus — Von der Polenfrage — Von der Friedensbewegung — Von den Freunden der Christlichen Welt

3. Von der preußischen Generalsynode

Im Dezember v. J. ist die Generalsynode der preußischen Landeskirche für einige Tage in Berlin versammelt gewesen. Sie hat ein Gesetz zur Aufbesserung der Pfarrgehälter und ein Gesetz zur Abänderung des Pfarrbesetzungsrechts beschlossen. Von allem Anderen dürfen wir füglich schweigen.**)

Auch der Stand der Geistlichen hat von Zeit zu Zeit seine Lohnbewegung. Je weniger wir sonst in der Lage sind, dergleichen Standesbestrebungen zu fördern, desto lieber ergreifen wir diese Gelegenheit, unsre Freude über die Besserung auszusprechen, welche mit Inkrafttreten des neuen Gesetzes die Verhältnisse der Geistlichen in Preußen erfahren werden. Solange man sich nicht entschließen kann, an die herkömmliche Verschiedenheit der Pfründen zu tasten, blieb kein andrer Weg als Kirchensteuer und Staatszuschuß. Beides hat die Synode beschlossen und Beides wird voraussichtlich der Landtag bewilligen. Stellt man sich auf den Boden des heutigen Staatskirchentums —

*) Lessing hat übrigens niemals „zufällige Ereignisse der Geschichte" „den ewigen Wahrheiten der Metaphysik" (Stange S. 16) entgegengestellt, sondern „zufällige Geschichtswahrheiten" „notwendigen Vernunftwahrheiten".

**) Nr. 1 der Chronik der Christlichen Welt setzt mit dem ersten Stück einer meisterhaft knappen und erschöpfenden Uebersicht über die Zusammensetzung und Gesetzgebung der Synode ein.

wir kommen darauf am Schluß zurück —, so kann man nicht verkennen, daß die kulturelle Höhe, auf der der evangelische Pastorenstand heute steht, ihm erhalten werden muß, und da hierzu ein gewisses Einkommen nötig ist, so muß ihm das verschafft werden Schon war das Pfarrhaus hier und dort in Gefahr zu verkümmern und die Fühlung mit dem geistigen Reichtum der Nation zu verlieren; schon macht sich auch dies in dem Mangel an theologischem Nachwuchs, besonders aus den Pfarrhäusern selbst, fühlbar. Es ist hohe Zeit, daß man in der preußischen Landeskirche helfend eingreift, und andre Kirchen werden, sofern sie nicht vorangegangen sind, nachfolgen müssen. Möchten aber die Pfarrfamilien sich nicht nur dankbar des Zuschusses freuen, den wir ihnen herzlich gönnen und zubilligen, sondern von ihren eignen Erfahrungen aus allseitig den Lohnbewegungen andrer Stände und Schichten ihr Verständnis entgegenbringen! Es ist das nicht gleichgiltig selbst für den Inhalt der sonntäglichen Predigt. Und vielleicht auch ist ein Andres der Erwägung in den Pfarrhäusern wert. Die Notwendigkeit der Gehaltserhöhung beruht auf der zunehmenden Teuerung der Lebensbedürfnisse. Diese aber ist nicht rein naturgesetzlicher Herkunft, sondern steht in irgendwelchem Zusammenhang mit unsrer preußisch-deutschen Finanz-, Steuer- und Zoll-Politik. Ich will keine „politischen Pastoren“, wenn ich meine, die Pastoren, die vom Staat sich ihre Gehälter erhöhen lassen, sollten sich — als Individuen, als Privatpersonen, als Staatsbürger — mehr um Politik kümmern. Und zwar sollten sie andern Ständen vorangehn in der Bildung eines eigenen unabhängigen Urteils über unsre innere Politik. Geradezu arbeiten sollte dieser Stand an seiner politischen Bildung. Um seinet-, um unsers Volks und Staates willen. Geradezu verpflichtet scheint er mir dazu durch die bessere Versorgung, die er aus öffentlichen Kräften und Mitteln erfährt.

Hat dieses Gesetz keinerlei Aufregung hervorgerufen, so umso mehr das andre, das die Weise der Pfarrbesetzung ändert, und zwar zu Gunsten des Kirchenregiments, zu Ungunsten der Patrone und Gemeinden. Die Vorlage war, nur eben kurz vor dem Zusammentritt der Synode bekannt gemacht, eine Ueberraschung. Das hat überall da, wo man dem Kirchenregiment mißtraut, Befremden und Protest hervorgerufen. Vornehmlich also in den ausgesprochen liberalen Kreisen. Da diese nicht in der Generalsynode vertreten sind (Eine Schwalbe macht keinen Sommer), konnten sie nur von außen her, so viel es in der Eile anging, ein wenig agitieren und ihre Beschwerden zu den Akten der Synode geben. Auch die Mittelpartei war beunruhigt. Sie ist in der Synode nicht ohne Bedeutung und hat ihren Einfluß benutzt, der Vorlage einige Härten zu nehmen. Dann ist das Gesetz angenommen worden.

Es ist schwer zu begreifen, daß der Oberkirchenrat nicht in der Lage war, die Synodalen und die Gemeinden auf diese Vorlage früher vorzubereiten. Man darf ihm gerne glauben, daß er sich spät über die letzte Form des Gesetzes geeinigt hat. Aber man darf ihm doch auch zutrauen, daß ein wenig obrigkeitliche Klugheit dabei war, wenn er das Geheimnis seiner Absicht bis in die zwölfte Stunde so wacker hütete. Damit entging sein Vorschlag einer längeren Prüfung vor der Oeffentlichkeit und kam nur desto glatter zum Abschied. Klug finde ich das, aber ganz würdig und für das kirchliche Gemeindeleben heilsam nicht. Will man eigentlich in der obersten Kirchenbehörde die lebhafte Anteilnahme der Gemeindeglieder an der kirchlichen Gesetzgebung? Oder regiert man lieber Unmündige? Auch das patriarchalische Regime hat ja seine Vorzüge. Vielleicht ließen sich unter keiner Regierungsform leichter verständige Fortschritte machen als unter der des aufgeklärten Despotismus. Aber liegt für den Oberkirchenrat wirklich in dieser Richtung sein Kirchenideal?

Ich mußte dies ehrlicherweise vorausschicken, wenn ich nun dem Inhalt des Gesetzes zumal nach seiner Verbesserung durch die Synode in der Hauptsache zustimme. Wir hatten im Königreich Sachsen reine Gemeindewahl. Zwar durch die Kirchenvorstände und mit Vorschlägen seitens vorhandener Patrone u. s. w.; aber es gab keine kleine oder große Stelle im Lande, die nicht durch die keiner Bestätigung bedürftige Wahl seitens der berufenen Gemeindevertreter besetzt wurde. Ein vollkommener Zustand war das auch nicht. Wie oft war das Kirchenregiment in der Lage, sich sagen zu müssen, daß es Pfarrern und Gemeinden eine Wohltat erweisen könnte, wenn es nur ein paar Stellen hätte, die seiner freien Besetzung zugänglich wären! Schließlich wurden dem Konsistorium einige Gelegenheiten derart geschaffen: wenn ich nicht irre so, daß es in jedem Jahr die ersten zehn freiwerdenden Stellen zu besetzen hat. Höchst prinziplos, ja prinzipwidrig. Und recht peinlich vielleicht für die Gemeinden, die es gerade trifft. Aber doch notwendig. Das Kirchenregiment, das doch überall ein echtes Teil Erfahrung und Weisheit vertritt, muß in der Lage sein, auch eine Anzahl Pfarrstellen frei aus eigener Ansicht zu besetzen.

Daß nun das Bedürfnis darnach bei der Behörde einer so großen Landeskirche wie bei der preußischen besonders groß ist, läßt sich begreifen. Im Hilfsdienst älter gewordene Vikare, Militär-, Anstalts-, Vereins-, Diasporageistliche: es ist für mich schlechthin Sache des Gemeinsinns, daß man ihnen allen freie Bahn ins ordentliche Pfarramt schaffe. Waren sie bisher auf freie Wahl durch Patrone oder Gemeinden angewiesen, so sehe ich einen Fortschritt darin, wenn sich ihrer, die einen Teil ihres Lebens im Dienste des Gesamtinteresses hinbrachten, nunmehr die Gesamtkirche annimmt. Und die Rechte der Patrone und der Gemeinden? Das Patronatswesen ist veraltet; ja in Preußen hat sogar schon die Gesetzgebung ihm einmal die Axt an die Wurzel gelegt. Von den Rechten der Gemeinden gilt das Gegenteil; die Zukunft des kirchlichen Lebens hängt daran, daß die Gemeindeglieder auch Rechte haben und sie ausüben lernen. Aber es müssen den Gemeinden auch Opfer an Rechten zugemutet werden einem Gesamtinteresse zu gut, und zum Begreifen einer solchen Zumutung müssen sie erzogen werden. Das sollten gerade frei gesinnte Wortführer niemals vergessen zu berücksichtigen und zu sagen.

So kommt nun für die Beurteilung des Gesetzes weiterhin Alles darauf an: Wieviele Stellen im Jahr forderte der Oberkirchenrat? Und welche Fülle von Vakanzen nahm er als unter das Gesetz fallend in Anspruch? Hier will ich mich heute auf Zahlen und Details nicht einlassen. Es soll aber bestimmt an diesem Orte nachgeholt werden. Denn verhandelt wird über das Gesetz noch immer werden. Einmal müssen für Rheinland und Westfalen die Synoden dieser Provinzen noch zustimmen, und zweitens muß das Gesetz auch noch den Landtag passieren. Aenderungen des Gesetzes selbst sind bei diesen Gelegenheiten zwar kaum zu erwarten; aber Erläuterungen und Zusagen von Seiten der Kirchen- und Staatsbehörden können auf verständige Bedenken hin sehr wohl noch erzielt werden. Am schwersten zu begreifen ist für mich § 2, der in der Vorlage lautete: „Wird bei oder innerhalb zweier Jahre nach der Gründung einer Kirchengemeinde in dieser eine Pfarrstelle errichtet, so ist die Behörde berechtigt, die erstmalige Besetzung in Anspruch zu nehmen.“ Meinem Gefühl und meiner Erfahrung nach dürfte man gerade einer jungen Gemeinde die Belebung und Ermunterung, die in der Wahl eines neuen Pastors liegt, nicht rauben. Auf was für Erlebnisse hin mochte die Kirchenbehörde gerade diese Art Stellenbesetzung einer väterlichen Fürsorge von oben her besonders bedürftig erachten?

Aber statt weiterer Details zwei Schlußbemerkungen allgemeinsten Inhalts. Das Kirchenregiment fordert Vertrauen. Für diese Vorlage und überhaupt für seine ganze, wahrlich nicht geringe Arbeitsleistung. Es verlangt gute Synoden, die es in seinen Bestrebungen zum Wohl des Ganzen unterstützen. Es verlangt eine gute Presse, die seine sachlichen Beweggründe und reinen Maximen herausfühlt und dem Publikum verständlich macht. Wir werden bei aller Zuversicht zu den einzelnen Männern im Oberkirchenrat, daß sie es mit dem Wohl der Landeskirche ernst meinen, ein reines Vertrauen zu ihrer Kirchenleitung als einer wahrhaft gerechten, vorurteilsfreien und fortschrittlichen erst dann haben, wenn sie dem jetzigen Synodalsystem absagen. Ich rede nicht von Abschaffen, obwohl auch das kommen muß, sondern nur davon, daß wir Etwas davon merken wollen: der Oberkirchenrat kritisiere auch seinerseits, bedauere und mißbillige das heutige Filtriersystem. Das kann

der Oberkirchenrat recht wohl offenbaren, ohne den Respekt vor bestehenden Gesetzen (die doch heute blühen und morgen in den Ofen geworfen werden) zu verletzen. Erst wenn der Oberkirchenrat auf diesem Punkt Sinn und Willen für den notwendigen Wandel zeigt, werden wir ihm vertrauen. Und eine gegebene Gelegenheit, solchen Sinn und Willen zu zeigen, sind die königlichen Ernennungen zur Ergänzung der gewählten Synodalmitglieder. Man erwidre uns nicht: Das ist königliches Privileg. Gewiß ist es der König, der ernennt. Aber der Oberkirchenrat kann und soll dem Könige die Vorschläge machen, die aus dem Ergebnis der Wahlen als die im Interesse einer wirklichen Gemeindevertretung auf den Synoden notwendigen sich aufdrängen, d. i. die Minderheiten schützen. Schutz der Minderheiten ist eins der schönsten Vorrechte der Krone. Eine dafür eintretende Vorstellung von Seiten des Oberkirchenrats wird der König gewiß nicht in den Wind schlagen. Und wenn er es doch tun sollte, so bleibt ja dem Oberkirchenrat noch immer übrig, seinen Abschied einzureichen. Die Generalsynode von heute mag die ehrenwerteste, verständigste und fruchtbarste Korporation der Welt sein, sie ist ein Spott auf die Idee einer verfassungsmäßigen Vertretung aller Kirchenglieder.

Zum Andern und Letzten. Man mag die neuen preußischen Kirchengesetze einschätzen wie man will, jedenfalls weisen sie beide nicht in die Richtung der Trennung von Kirche und Staat! Kann es eine engere Verbrüderung von Staat und Kirche geben, als wenn der Staat noch mehr als bisher die Kosten des Kirchenwesens auf seine Kasse nimmt und wenn das landesherrliche Kirchenregiment (unter allen Umständen Träger einer vom Staate verliehenen Gewalt) eine erheblich größere Anzahl Pfarrstellen als bisher zu direkter Besetzung an sich zieht? Hat denn da Foerster nicht schlechthin Recht, wenn er uns unermüdlich sagt, daß in Deutschland vom neunzehnten Jahrhundert her die Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Staat die gewesen ist, daß sie nun inniger verschmolzen sind als zuvor? Trotz aller scheinbaren und auch wirklichen Ansätze zu kirchlicher Selbstverwaltung. Jedenfalls, wenn es Freunde der Trennung von Kirche und Staat gibt aus religiösen Gründen und auf dem Boden unsrer deutschen Landeskirchen — wo sind sie? Wo hört man sie? Wo ist nur ein einziges Mal ihre Stimme vernommen worden gegenüber dieser für ihre Idee so verhängnisvollen neuesten preußischen Gesetzgebung? Im positiven oder im liberalen Lager des kirchlichen Protestantismus? Sparen sie sich den Widerstand? Verzweifeln sie an jeder augenblicklichen Wirkung ihrer Proteste? Hoffen sie Alles von der Zeit und davon, daß die Staatskirche ihr Maß erst vollmachen muß?

Wir können nur feststellen, daß die Staatskirche bei uns fester steht als je und daß für ihre Ueberführung in eine freie Volkskirche nur von einem fundamentalen Wandel unsrer politischen Verhältnisse Etwas zu hoffen steht.

Sollte ernstlich ein religiös lebendiges, kirchliches Empfinden größere Scharen von Protestanten unter dem Ideal einer vom Staat unabhängigen evangelischen Kirche vereinigen, so würde das nur neben den heutigen Staatskirchen aufgerichtet werden können. Solch ein Nebeneinander würde vielleicht recht heilsam sein. Aber mit der evangelischen Volkskirche, wie sie bisher seit der Reformation als Ideal über den manchmal dunklen Wegen unsrer kirchlichen Entwickelung geschwebt hat, wäre es dann freilich vorbei. R

Literaturbriefe

15. Philosophiert über den Wert von Gesamtausgaben, empfiehlt die Volksausgabe der Werke Ibsens und fordert eine für Björnson

Sie kennen meine Meinung, daß, um eine mittelalterliche Wendung zu gebrauchen, ein ganzer Freund besser ist, als hundert halbe. Es scheint mir für wahre Bildung — wirkliche Formung des Geistes — viel wichtiger, daß man einen Meister auskenne, mit einem Dichter wirklich vertraut werde, als daß man von hunderten Proben nehme. Selbst für philosophische Bildung scheint es mir mehr auszutragen, wenn einer Alles von Plato gelesen hat — oder von Kant — als wenn er den Ueberweg studiert und sogar von allen fett gedruckten Philosophen Probestücke zu sich genommen hat. Hier hat, will mir scheinen, das wissenschaftliche Vorurteil uns die Grundlagen aller wirklichen Erziehung verdorben. Erwägen Sie einmal, was ein Gymnasiast in einer Woche zusammen essen muß! Was für eine Menge der widerstrebendsten Bildungsbrocken, aus allen möglichen Materialien eingekocht! Ich habe den Eindruck, daß uns dadurch auch die bloßen Instinkte verbogen sind, statt für die Zeit der Selbsternährung richtig vorbereitet zu sein.

Dies Alles ist natürlich so relativ gemeint, wie es gesprochen ist: besser Einen ganz als Hundert halb, wichtiger Einen gut als einige Hundert oberflächlich. Und wie wichtig dieser Grundsatz ist, zeigt jede Durchschnittsrezension. Es ist da immer, als gehöre der Rezensent zu einer geheimen Prüfungskommission, vor der sich der Autor wie ein Gymnasiast „auszuweisen" habe. Fast nie ist die Frage, mit der der Rezensent an das Buch herantritt, die, was das wert ist, was drin steht, sondern erstens, ob der Autor Alles gelesen hat und Alles weiß, was zur verhandelten Frage in Beziehung steht, und sodann zweitens, wer schon dies und wer schon das gesagt hat.*) Geschähe das im Sinne einer bescheidenen Mitarbeit oder Ergänzung, so wäre es natürlich nur zu begrüßen. Aber es geschieht gewöhnlich als Unterlage für ein Werturteil über die geleistete Arbeit. Es ist aber eine ganze verschiedene Begabung, ob Jemand Mut und Geschick zu einem guten Fischzug hat, oder dazu, am Netze zu flicken; ob er Schütze ist oder Büchsenschmied. Und ich glaube, es geht unendlich viel wertvolle Kraft und Zeit verloren, wenn aus Furcht vor der geheimen Prüfungskommission diejenigen, welche schießen und fangen könnten, die Zeit mit Flicken und Hämmern verbringen; denn gewöhnlich äußert sich die Andersart ihrer Begabung auch darin, daß das Hämmern und Flicken ihnen dreimal so viel Zeit nimmt als denen, deren Geschäft es ist und deren Pflicht es wäre.

Was so bis in das eigentlichste Gebiet der Orientierungstechnik hinein gilt, das ist natürlich in viel höherem Grade der Fall auf dem Gebiet der Kunst.

Es ist für die Kultur eines Volkes unendlich viel wichtiger, wenn feiernde Gemeinden unter den Werken ihrer erlauchtesten Meister beten, als wenn abgemattete Touristen durch lange Korridore wandern, mit den Fingern in den Bädecker stechend, um zu wissen, vor welchem Bilde sie sich anstandshalber eine Ruhepause leisten müssen. Es ist wichtiger, ein gutes Bild in der Stube hängen zu haben, als täglich durch eine Galerie zu wandern.

Ich kann von neuen Gesamtausgaben nicht reden, ohne noch einmal an Nietzsches Werke in der handlichen und billigen neuen Taschenausgabe zu erinnern: ich empfahl sie Ihnen für den so umschriebenen Zweck bereits. (1907, Nr. 25.)

Sie schreiben, daß Sie auf dem Meere die alten Isländischen Geschichten gelesen haben. Ich habe zur selben Zeit und auch am Meere die Odyssee gelesen. Haben Sie auch einen Band Nietzsche mitgehabt, so haben sich vielleicht Ihnen ähnliche Fäden von jenen Geschichten zu den „blonden Bestien" Nietzsches geschlungen, wie mir von der Antike aus.

In der Tat, ich habe manchmal lachen müssen, wie stark sich mir beim Lesen die Lehre von der Herren- und von der Sklavenmoral bewahrheitete, wie völlig sich die sittliche Atmosphäre wandelte, wenn einer der Helden, oder wenn etwa der göttliche Sauhirt oder eine der Frauen sprach!

> Alle gewaltsame Tat mißfällt ja den seligen Göttern,
> Tugend ehren sie nur und Gerechtigkeit unter den Menschen.

Es wäre ausgeschlossen, daß diese Worte des Hirten dem Odysseus in den Mund gelegt würden. Auch daß die Sklaven den Herren ihre Ruchlosigkeiten ins Gewissen schieben, findet sich in hübschen Beispielen:

> Selbst die barbarischen Räuber, die durch Kronions Verhängnis,

*) Zur Beruhigung ängstlicher Leser sei am Rande bemerkt, daß der Briefschreiber hier nicht über ein Rezensierwesen schilt wie das unsre, das ja nichts will als unsern Lesern eine gute Literatur nahebringen, sondern den Stil der zünftigen Rezensierblätter meint. D H

sagt Eumäos an jener Stelle weiter — es ist im vierzehnten Gesang —

An ein fremdes Gestad anlandeten, Beute gewannen
Und mit beladenen Schiffen die Heimat glücklich erreichten,
Fühlen dennoch im Herzen die Macht des empörten Gewissens:

wovon die Helden aber nicht das Geringste verraten, außer wenn ihnen eine solche Sache schief geht.

Ob damit freilich die Verwerflichkeit der Sklavenmoral als allgemeiner Grundlage der sittlichen Verkündigung bewiesen ist, das ist eine ganz andere Frage, die mir übrigens nicht durch Pathos lösbar erscheint.

In der Taschenausgabe, irgendwo im „Willen zur Macht", erfahren wir auch, daß Nietzsche Ibsen kannte, — Werke von ihm meine ich. Er schilt ihn. Das ist die Form, in der Nietzsche starke Eindrücke quittierte. Seine Entwicklung bewegte sich bekanntlich in „Ueberwindungen" vorwärts. Aber die Leidenschaft, mit der er den fremden Einfluß in sich angriff, pflegte dann das Bild des Mannes in ihm zu färben. Und natürlich brauchte er umsomehr Leidenschaft, als der Einfluß stark gewesen war. Denken Sie nur daran, in einer wie gehässigen Weise er Richard Wagners Namen in jede noch so fernliegende Streitfrage hineingezerrt hat, nur um einen Fußtritt anzubringen! Mir tut es leid, daß ich das in einem großen und edlen Sinne Tragische, das wir aufgefordert werden in dem Fall Nietzsche-Wagner zu empfinden, nicht mitfühlen kann. Ich sehe hier einen tiefen Schatten im Bilde Nietzsches. Oder denken Sie, wie er den einst so verehrten Namen Schopenhauers je länger je mehr mit ausgesucht boshaftem Hohn behandelte. Seine gute ahnungslose Schwester erklärt dann wohl in ihren närrischen „Einleitungen": „Ob Schopenhauer und Wagner dem verklärenden Bild, das mein Bruder von ihnen damals in seinen Briefen und Schriften entwarf, in Wirklichkeit entsprochen haben, können wir jetzt nicht mehr aufrichtig bejahen." Wie maßvoll! — Nur ein Geist, dem Nietzsche im Tiefsten stets fremd geblieben ist, von dem er jedenfalls nie irgendwelchen nennenswerten Einfluß erfahren hat, wie Goethe, blieb ihm bis fast ganz zuletzt unantastbar.

Genug, er hat also Ibsen kennen gelernt. Wann und was von ihm? das wäre interessant genug zu erfahren. Aber da die Aufzeichnungen zum „Willen zur Macht" sich über fünf bis sieben Jahre hinziehen und die Ausgabe Spätestes und Frühestes durcheinanderwirft, so läßt sich Nichts darüber sagen. Er wirft ihm „robusten Idealismus" und „Moral-Illusionismus" vor.

Demgegenüber wurde mir die Erinnerung sehr lebendig, daß einige der stärksten Eindrücke gerade nach der moralischen Seite hin, die Nietzsche zu vermitteln pflegt, mir Ibsen gegeben hat zu einer Zeit, wo ich von Nietzsche noch kaum gehört hatte. Und zwar schon in seinen ersten Stücken, in den „Helden auf Helgoland" und den „Thronforderern". Denn in seinen letzten Stücken, besonders im „Baumeister Solneß", aber auch „John Gabriel Borkman" und andern hat ja auch umgekehrt Ibsen sich durch Nietzsche sozusagen bestärken lassen.

Die neue Fischersche Volksausgabe der Werke Ibsens ist die zweite Gesamtausgabe, die ich Ihnen empfehle.*) Ich finde die Ausgabe ganz vorzüglich, nicht zum wenigsten in der Ausstattung: fünf starke Bände, mit erlesenem Geschmack, ganz einfach, und doch fast prachtvoll wirkend, sehr gut gedruckt, obwohl ich persönlich deutsche Buchstaben vorgezogen hätte. Dazu mit wenigen und nicht bedeutenden Ausnahmen das ganze Werk umfassend.

Ein wenig enttäuscht haben mich die poetischen Teile; als Uebersetzer war Christian Morgenstern genannt, und da hatte ich etwas zuverlässig Gutes erwartet. Es werden einem Uebersetzungen von Lyrik geboten, daß einem die Haut schaudert. Besonders der Reclamsche Verlag hat darin Entsetzliches geleistet. Aber nun der Fischersche Verlag und Christian Morgenstern! — Um es kurz zu machen: es ist Nichts. Zuzulassen ist natürlich die Möglichkeit, daß die Vorlage selbst nichts taugte. Ich denke unwillkürlich an die Lyrik eines anderen großen Dramatikers, der zudem in seiner ganzen Art ohnehin Ibsen sehr nahe steht: Hebbels. Hebbels Verse sind mir immer eine Verlegenheit gewesen. Seine Epigramme — wie sicher treffen sie auf den Punkt! Und dann noch dies und das, wo das Entsetzen dichtet. Auf den Rest verzichte ich. Es ist bei diesem überbewußten Künstler natürlich Alles aufs feinste gesehen und aufs beste angelegt. Seine Lieder berühren doch wie kalte Illustrationen für ästhetische Regeln. Oder vielmehr für gute, tüchtige, ja tiefe Einsichten in künstlerische Gesetze — bei Hebbel geht ja Alles, was er andenkt, in die Tiefe. Bei diesem unglücklichen Glücklichen, der aller höheren Schule entbehren mußte, ist der Geist wirklich noch Geist, ein lebendiges Fluidum, das in die Dinge eindringt und sie verwandelt, aneignet. Statt der Fähigkeit, das überkommene Netz der Begriffe weiter zu stricken und das Verhältnis der Dinge zu ihm zu bestimmen: 52 Grad nördlicher Breite und 31 östlich von Ferro. Und dennoch, wie dem sei, es ist Wenigen gegeben, die Reflexion des Dramatikers und die Naivität des Lyrikers miteinander zu verbinden, wie man es von Goethe sagen kann. In der Hebbelschen Lyrik springt einfach der Funke nicht, und ebenso ist es in der Ibsenschen. Wie schön kommt dennoch der erste Teil und der Schluß des Peer Gynt in dieser Uebersetzung heraus!

Eine Gesamtausgabe Ibsens braucht man im übrigen heute nicht mehr anders zu empfehlen als dadurch, daß man sagt: sie ist da, und sie ist noch dazu auch äußerlich eine Freude und zu allem Ueberfluß so billig, daß man sie wirklich kaufen kann. Es gibt ja gewiß wenig Dichter, die so tief und, man kann sagen, befehlshaberisch in unsere Zeit eingegriffen haben wie er. Und auch bei diesem Schullosen wie bei Hebbel Alles wirklich und wirksam angedacht, angegriffen, durchlebt.

Wenn ich von Ibsen spreche, kann ich nicht unterlassen, von Björnson zu sprechen. Zumal man sich heute in Deutschland angewöhnt hat, seinen Namen zu nennen, als spräche man von einem Dichter für höhere Mädchenschulen, während Ibsen das Universalgenie sein muß. Dies Urteil kommt auf Grund einer sehr oberflächlichen Reflexion zustande. Ibsen ist Dramatiker, und da man das Drama als die höchste Kunstform ansieht und Björnson leider auch einige Dramen geschrieben hat, so vergleicht man diese Nebendichtungen Björnsons mit Ibsens Hauptdichtungen und kommt dann freilich mit gutem Recht dazu, Ibsen den Kranz zu reichen und Björnson als zweiten, dritten Ranges zu empfinden. Aber Björnson ist garnicht Dramatiker! Er ist Lyriker und — was sich noch immer sehr gut damit vertragen hat — Romandichter. Und hier erscheint er mir als ganz einzigartig und geradezu als gewaltig.

Ich gebrauche das Wort mit Fleiß, weil ich zum Bewußtsein bringen möchte, daß das Gewaltige nicht mit Notwendigkeit düster sein muß. Es ist lediglich ein modernes Vorurteil, daß es so sein müsse; es stammt wohl noch aus den pessimistischen Jahrzehnten. Ein alter Vorstellungszwang, der uns aus der Sprache entgegenwächst, spricht mit: das Starke, Gewaltige muß in der Tiefe fundiert sein, in der Tiefe aber ist es dunkel, während es auf der Oberfläche hell ist. Solche sprachlichen Zusammenhänge geben natürlich über die Entwicklung des Innenlebens viel zu denken, wollen aber auch wirklich bedacht sein, ehe man sich ihnen überläßt. Denn was vielleicht am meisten dazu beigetragen haben mag, den Menschen tief und stark zu machen, das braucht nicht das zu sein, was man weiter treiben muß, um Tiefe zu bewähren.

Und noch ein Anderes! Sollten es auch noch heute Schmerzen sein, die am meisten dazu helfen, den Menschen tief zu gründen, so jedenfalls nicht die, deren er nicht Herr werden konnte.

Schließlich ist auch das noch ein großer Unterschied: Schmerzen in sich durchgelebt zu haben und Anderen welche zu vermitteln zu suchen. Vielleicht möchten gerade diejenigen, welche wirklich durch Schmerzen gegangen sind, die der Rede wert sind, einen gewissen natürlichen Drang zur Vermehrung des Lichten in der Welt mehr als zu der der Schmerzen haben.

Gewalt und Grausamkeit sind noch sehr zweierlei, und gerade die Schwachen sollen, sagt man, das Holz sein, auf dem die Grausamkeit vorwiegend gern wächst.

*) Henrik Ibsens sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer 1907. Gebunden 15 Mk.

Messen Sie aber einmal unmittelbar die beiderseitige Gestaltungskraft, so scheint mir Ibsen ein Kind gegen Björnson zu sein. Alles in Allem glaube ich, daß es sich mit den Maßverhältnissen zwischen Ibsen und Björnson ähnlich verhalten wird, wie — auf dem zwar andern Niveau — mit denen zwischen Schiller und Goethe. Der gewiß nicht leichtlebige Dramatiker Schiller erschien als der Gewaltigere gegenüber dem, wie es schien, viel leichter gebauten Lyriker und Romanschreiber Goethe, dem Freund einer lichten Lebensweisheit. Und die Schätzung hat sich doch gewandt.

Björnson ist nie oberflächlich. Es gibt unendliche Schmerzen und unendliche Freuden bei ihm, nur daß er Herr bleibt, und durch die ganze Breite seiner Dichtung das seelische Gleichgewicht sich immer wieder herstellen läßt. Und wenn die meisten Dichter mit Schatten und Licht modellieren können, so eignet ihm die große Kunst der Wenigsten: im Licht modellieren zu können. Es wird bei ihm nie fade.

Ich will also bei der Gelegenheit neuerlich an die von Grunow am besten herausgegebenen Bauerngeschichten erinnern.*) Aber ich wünschte, man könnte sein Gesamtwerk zu einem möglichen Preise erstehen, wie es für das Ibsensche durch den Fischerschen Verlag möglich geworden ist.

Immerhin, — um noch ein letztes Vergleichsmoment einzuführen — Ibsens Werk berührt als viel geschlossener, einheitlicher, bedeutet deshalb in viel stärkerem Maße einen mit zusammengefaßter Wucht geführten Angriff. Gerade die verhältnismäßige Dürrheit, ja Dürftigkeit seines Genies — denn diesen Ausdruck wird man in irgend einem Sinne wohl doch gebrauchen können — verstärkt die Wut des Anpralls. Wenn von „modernen Ideen" als etwas Zusammenhängendem die Rede ist, das sich einigermaßen zusammenhängend verteidigen läßt, so wird man meist finden, daß die Ibsensche Auswahl und Formung vorausgesetzt wird. Den Wettkampf nimmt höchstens die mit ihr sich berührende, aber doch nicht völlig gleich, zum Teil sogar entgegengesetzt laufende Welle des Nietzscheschen Denkens auf.

Sobald man nun einmal zugeben mußte, daß die so vom Lärm umtobte Kunst Ibsens trotzdem ernst und nirgends — oder doch nur selten — oberflächlich war, so wird auch von hier aus erklärlich, wie man dazu kam, sie soviel höher zu stellen als die vergleichsweise viel stillere Kunst Björnsons.

Man bedachte nicht, daß das, was so brennend erregte und gefangen nahm, doch gerade das nicht künstlerische Element in Ibsens Kunst war, das Räsonnement, das sie in sich versteckt hielt und im Hörer weckte, während das eigentlich Künstlerische von Natur nur dünn floß, und der Gesamtanblick jedenfalls mehr der eines mit raffiniert feiner Berechnung hergestellten Kanalsystems als der eines Stromes ist. Es liegt etwas Richtiges in dem Urteil, das Knut Hamsun einen seiner Helden über Ibsen fällen läßt: „ein literarischer Begriff für die Deutschen." Daß an ihm soviel zu „begreifen" und — begreifen zu lehren war, das hat seine Popularität unter unsern Kritikern mehr gefördert als die eigentliche Kunst seiner Werke. Bedenken Sie nun noch, daß die meisten Kritiker, wollen sie Einen erheben, einen Andern drücken müssen — ein Fehler, dem vielleicht auch ich hier ein wenig zum Opfer gefallen bin! — so haben Sie Alles zusammen, um zu verstehen, weshalb Björnson ein Winkelschreiber werden mußte, wenn man Ibsen so hoch hob.

Wie dem sei, so wird das klar sein, weshalb man sich und wie sehr man sich damit dient, wenn man Ibsen ein zusammenhängendes Studium allerdings widmet.

Brauchen Sie dafür etwas Einführendes, so ist da ein Buch über Ibsens Frauengestalten erschienen, — gewiß ein Thema, das sehr in die Tiefe führen kann bei der Stellung, die Ibsens Kunst den Frauen gibt — von der Lou Andreas-Salomé. (Jena, Diederichs. Bereits in zweiter Auflage. 3, gebunden 4 Mk.) Man sagt mir von kunstverständiger Seite, es sei sehr gut, und ich traue das der Verfasserin auch zu.

Damit sei es für heute genug.

Georg Stolterfoth

*) Ueber den hohen Bergen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow 1898. Gebunden 10 Mk. Weshalb hat das Werk keine Auflagen erlebt? Vielleicht ist es zu teuer?

Religion und Kirche auf Island

1

Ich hörte einmal von einem gründlichen Kenner isländischer Verhältnisse, der auch mit des Sagenlandes glänzender Vorzeit vertraut war, eine Rede ungefähr folgenden Inhaltes: In vergangener Zeit war eine der beliebtesten Gestalten des isländischen Volkes Gretti. Verfehmt und verfolgt, gelang es ihm dennoch, sein Leben auf der einsamen, unheimlichen Felseninsel Drangey zu fristen. Durch fabelhafte Heldentaten setzte er die Bevölkerung des Festlandes immer von neuem in Erstaunen. Einst legte er zur strengen Winterzeit die weite Strecke zwischen der Insel und dem Lande schwimmend zurück und hielt dabei hoch über den schäumenden Wogen einen brennenden Spahn, damit er auf der einsamen, kahlen Insel nicht vor Kälte und Hunger umkäme. „Ich kenne," schloß der Redner mit flammenden Augen, „ein ganzes Volk, das wie Gretti allein auf den gewaltigen Wogen des Meeres schwimmt .... Jahrhunderte hindurch und es doch vermocht hat, »das Feuer über Wasser zu halten«!" In diesen wenigen Worten liegt die ganze Geschichte Islands.

Island ist in den letzten Jahren der Gegenstand vieler Forschungen und großen Interesses gewesen, besonders auch in Deutschland. Dr. J. C. Poestion (Wien) z. B. hat ein bedeutendes Werk geschrieben über Isländische Dichter der Neuzeit mit charakteristischen Proben der Dichtung, in guter Uebersetzung, die er nun durch ein Sammelbuch neu-isländischer Lyrik „Eislandsblüten" noch vervollständigt hat. Jedem, der eine eingehendere Kenntnis der wunderbaren Sageninsel wünscht, empfehle ich sein überaus tüchtiges und in geographischer Hinsicht erstaunlich korrektes Buch „Island", das er merkwürdigerweise geschrieben hat, ohne je einen Fuß auf Island gesetzt zu haben.

Aber keiner der Forscher bisher hat sich besonders um die kirchlichen Zustände auf Island bekümmert. Vielleicht liegt das an dem naturalistischen Zug der Zeit überhaupt, der die unveränderliche tief begründete Tatsache verhüllt hat, daß eines ganzen Volkes Zustand und Eigentümlichkeit letztlich auf seinem Verhältnis zur Religion beruht. Vielleicht auch hat man sich von der eigentümlichen Natur des Landes und von der erstaunlichen literarischen Begabung des Volkes so stark ergriffen gefühlt, daß für Anderes kein Raum mehr übrig blieb. Vor allem aber hat es wohl seinen Grund darin, daß die Religion eigentlich nie und am wenigsten in unserer Zeit auf Island herrschend gewesen ist. Eine immer schlagfertige, beständig dialektisch geübte Intelligenz ist noch heute der herrschende Zug im isländischen Geistesleben, und des Volkes immer reger Sinn für die Ehre als des Lebens höchstes Gut — namentlich hat die nach außen glänzende Ehre in hohem Grade ihre in der Einsamkeit besonders rege Phantasie beschäftigt — dreht sich mehr um Gesetz und Recht als um Religion. Als zweites Merkmal stelle ich neben die Intelligenz die lyrische Begabung. Doch kommt diese nur selten in intimere Verbindung mit dem Religiösen.

Lebendig war die Religion auf Island immer. Selbst als die gewaltigen Häuptlinge sich mannhaft und ritterlich für die Ehre als ihr höchstes Gut schlugen, ihr Recht forderten und behaupteten, als dieser Kampf alle bösen Leidenschaften zu verzehrender Lohe anfachte, brannte das heilige Feuer.

Mögen der norwegische Professor Sophus Bugge und sein Landsmann, der Kirchenhistoriker Bischof A. Chr. Bang Recht haben oder nicht mit ihren Hypothesen, daß die Edda, die uns mit dem Asaglauben bekannt macht, merklich durch das Christentum beeinflußt sei, zugeben muß man, daß eine Aehnlichkeit zwischen der Baldurmythe des Asaglaubens und dem Christus der (synoptischen) Evangelien besteht. Ich glaube freilich nicht an jene Hypothesen, ich glaube im Gegenteil, daß der nordische Geist mit seinem germanischen Gefühl für Freiheit sich sehr gut hinaufschwingen konnte zu den beiden spezifisch nord-germanischen Vorstellungen, die den Asaglauben so hoch über die griechisch-römische Religion erheben: zu der wehmütigen Vorstellung, daß die Götter durch Sünde ihren Untergang und den unverschuldeten Tod des reinsten und besten Gottes (Baldur) verschuldet

hatten, und zu der freudigeren von einem folgenden Vollkommenheitszustande, des Allvaters Reich (Gimle). So tiefe Gedanken schleichen sich nicht aus der Fremde in die religiösen Grundvorstellungen eines ganzen Volksstammes ein und werden dessen Alles bestimmende Nervenstränge, mag man auch beweisen können, daß norwegische Wikinger kurz vor der Abfassung der Edda mit christlichen Mönchen zusammengetroffen sind und von diesen Manches von dem „weißen Christ" gehört haben. Nein, solche Gedanken liegen von Anfang an in den mystischen Tiefen des Volksnaturells und zeugen eher von einer inneren Verwandtschaft allgemein-religiöser Ahnungen mit der höchsten Religion als von einem zufälligen äußeren Zusammentreffen.

Die beiden angedeuteten Grundzüge des Asaglaubens erklären die Art, wie der Isländer sich das Christentum angeeignet hat. Es ist des Christentums tiefste, innerlichste, persönlichste Seite, die eine Heimstätte bei diesem geistig so hoch begabten Volk gefunden hat. Zuerst macht sich das Gerechtigkeitsgefühl geltend, und dahinter liegt im Verborgenen die Liebe — in beiden finden sich die innersten Grundfaktoren des Christentums.

Ich lege viel Gewicht darauf, daß die zurückhaltende Keuschheit, die tief und still das Tiefste im Christentum umfaßt, die Haupteigentümlichkeit der isländischen Religiosität bildet. Hierdurch erklärt sich auch, daß eine allgemeine Forschung auf sie nicht geachtet hat, und daß eine oberflächliche Beobachtung zu dem falschen Urteil religiöser Indifferenz verleiten kann. Einige Züge aus Islands Geschichte, von der ältesten Zeit bis in die neueste, sollen mir das beweisen helfen.

Olaf Peder Monrad

Heiratsgeschichten aus der Reformationszeit

Im Leben Johann Calvins bilden wohl die paar Jahre, die er als Pfarrer der französischen Refugianten-Gemeinde in Straßburg zubrachte, die glücklichste Zeit. Zwar ein furchtbar schmerzliches Ereignis war es, das ihn dorthin brachte. Am Osterdienstag 1538 wurden er und sein Freund Farel aus Genf vertrieben, weil sie sich geweigert hatten, dem nach ihrer Ansicht unwürdigen Volke das Abendmahl zu spenden. Diese Weigerung bildete aber nur den Endpunkt eines langen Kampfes um die kirchliche Disziplin, der so mit einer Niederlage der Reformatoren endete. Die Vertriebenen wandten sich erst nach Basel. Farel fand in Neuchatel bald eine neue Tätigkeit. Die Briefe, die Calvin dorthin an ihn schreibt, sind noch voll leidenschaftlicher, zorniger Klage über das Geschehene. Als es aber dann den Straßburgern, vor allem Martin Butzer, gelang, ihn in ihre Stadt zu ziehen, da beruhigte sich sein Gemüt allmählich. Er hatte wieder Boden unter den Füßen, auf dem er sich heimisch fühlen konnte. Die Aufgabe, die sein neues Amt an ihn stellte, entsprach ganz seinen Fähigkeiten. Galts doch die Gemeinde, deren Pfarrer er sein sollte, erst zu gründen und zu organisieren. Was ihm an kirchlicher Ordnung schriftgemäß oder nützlich schien, konnte er hier einführen. Die Kämpfe, die ihm seine Straßburger Amtszeit brachte, waren Kleinigkeiten gegenüber denen, die er in Genf erlebt hatte. Daneben bot ihm Straßburg eine ungeahnte Erweiterung seines geistigen und kirchenpolitischen Horizontes. An der Seite des weitherzigen, von großen Plänen erfüllten Butzer lernte er den deutschen Protestantismus kennen. Er machte die persönliche Bekanntschaft Melanchthons und wurde sein Freund. Er durfte sich an freundlichen, anerkennenden Worten Luthers freuen. Er sah Fürsten und Stadtobrigkeiten, die eine energische, protestantische Politik trieben, und er faßte den Plan, diese Kräfte des deutschen Protestantismus seinen Landsleuten, den Hugenotten, zu Gute kommen zu lassen. An Stelle der engen Mauern Genfs tat sich hier eine weite evangelische Welt vor seinen Augen auf, und mit einer gewissen Freude, die aus seinen Briefen deutlich spricht, auch wenn er gelegentlich das Gegenteil behauptet, betrat er den Boden der großen Politik an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms (1540) und dem Reichstag zu Regensburg (1541).

Das Alles bewirkte, daß der Gedanke an eine Rückkehr nach Genf, der Andere immer noch beschäftigte, Calvin selbst bald ganz fremd, ja verhaßt wurde. An seine Stelle trat der Plan, in Straßburg dauernd zu bleiben. Schon nach einem Jahr bewirbt er sich um das Bürgerrecht der Stadt und läßt sich, nachdem er es erhalten, in eine ehrsame Schneiderzunft aufnehmen. Noch deutlicher aber für sein Heimischwerden in Straßburg spricht die Gründung seines Hausstands. Was Calvin dabei erlebte, davon möchte ich Einiges nach seinen spärlichen brieflichen Notizen erzählen. Nicht uninteressante Züge sinds, und merkwürdige Lichter fallen zum Teil auf die recht nüchterne Auffassung von Heirat und Ehe, die bei den Männern der Reformation herrscht. Es geht dem Beobachter hier, wie fast bei jedem historischen Studium; das nähere Betrachten läßt uns Menschen und Dinge erst ferne treten und seltsam erscheinen, bis wir dann auch an ihnen wieder das Menschliche erfassen und verstehen.

Calvin war noch kein Jahr in Straßburg, als der Plan in ihm auftauchte zu heiraten. Was wars, das ihn dazu brachte? Leider fehlt uns gleich das erste Dokument; aber schon das zweite, ein Brief an Farel vom 19. Mai 1539, lehrt uns Eines deutlich: es war mehr das Bedürfnis nach einer Hausfrau, das ihn trieb, als die Liebe. Calvin schreibt nämlich:

> Vom Heiraten will ich nun offener reden. Ich weiß nicht, ob schon vor Michels Abreise Jemand die Person bei dir erwähnte, von der ich schrieb. Aber das hast du stets gewußt, was ich an ihr suche. Ich gehöre nämlich nicht zu der verrückten Art von Liebhabern, die auch die Fehler ihrer Geliebten bewundern, wenn sie einmal von ihrer Schönheit hingerissen sind. Das ist die einzige Schönheit, die mich anzieht, wenn sie züchtig ist, gefällig, nicht hochmütig, sparsam, geduldig, und wenn ich hoffen darf, daß sie auch für meine Gesundheit Sorge trägt. Also wenn du es für zuträglich hältst, so gürte dich zur Reise, daß nicht ein Anderer zuvorkomme. Bist du andrer Ansicht, so lassen wir das — —.

So schreibt kein Liebender; wie könnte ein Solcher Alles auf das Urteil seines Freundes stellen? Und doch, da Calvin schon von einer bestimmten Person spricht, die Farel vermutlich selbst kennt, so muß sie die moralische Schönheit, die er als sein Ideal einer guten Ehefrau bezeichnet, besessen haben, und die Eile, die er wünscht, „damit kein Anderer zuvorkomme," zeigt, daß es ihm nicht so ganz gleichgültig war, ob er diese Perle erringe oder nicht. Und nun, was will Calvin von seiner Frau? Gefälligkeit (man könnte das morigera des Urtexts vielleicht auch mit dienstwillig übersetzen), Sparsamkeit, Geduld und Fähigkeit, einen kranken Mann zu verstehen und zu pflegen. Das weist uns darauf hin, daß seine Auserkorene keine leichte Stellung antreten konnte. Sie mußte erstens gleich an die Spitze eines größern Haushalts treten, der auf ein kleines Einkommen angewiesen war. Denn der Gehalt, den Calvin in Straßburg bezog, war selbst für damalige Zeit gering und reichte, wie Calvin sagt, gerade für Essen und Trinken. Was er sonst brauchte, bestritt er teils aus dem Erlös seiner verkauften Bibliothek, teils aus Verlegerhonoraren; aber die Geldnot klingt durch die Briefe der ganzen Straßburger Zeit hindurch. Da wars begreiflich, daß der Reformator eine Frau suchte, die mit dem Gelde sparsam umzugehen wußte. Zur Mehrung seines Einkommens hatte Calvin wie mancher andere Pfarrer und Professor jener Zeit junge Leute in sein Haus oder an seinen Tisch genommen. Es waren meist Studenten, die bei Calvin wohnten; zeitweilig war auch Antoine Calvin, des Reformators jüngerer Bruder, bei ihm in Straßburg, da er eine kaufmännische Stellung in Metz um seines evangelischen Glaubens willen schon nach einem Monat hatte aufgeben müssen. So wars keine kleine Aufgabe, die der kommenden Hausfrau wartete. Dazu kam, was Calvin weiter forderte, Geduld und Verständnis für seine Krankheit. Er litt an häufiger, sehr heftiger Migräne, die oft drei Tage anhielt. Und wenn er auch an solchen Tagen noch Großartiges leistete und sich energisch bezwang, so macht doch die ausführliche, fast liebevolle Schilderung eines gewaltigen Schnupfens in seiner Entstehung und Entwickelung (der Brief an Farel liest sich wie ein Abschnitt aus F. Th. Vischers katarrhalischem Roman Auch Einer) den Eindruck, daß auch bei ihm Augenblicke hypochondrischer Selbstbeobachtung kamen, die gewiß Anspruch auf die Geduld Anderer machten.

Mochte nun aber die erwähnte Person diesem Ideal doch nicht ganz entsprechen, oder mochte Farel, der Junggeselle war, dem Freund abraten, oder mochte ein Anderer zuvorgekommen sein, Tatsache ist, daß ihrer weiter keine Erwähnung getan wird und der Plan zu heiraten überhaupt erst nach einem Jahre wieder auftaucht. Und zwar ist der Reformator diesmal weniger Subjekt, als Objekt von Heiratsplänen. Hören wir, was er selbst davon erzählt am 6. Februar 1540:

Und trotz solchen Kriegslärms habe ich Muße genug ans Heiraten zu denken. Es wurde mir ein Mädchen angetragen, von Adel und mit einer weit über meine Verhältnisse gehenden Mitgift. Aber zwei Gründe schreckten mich davon ab, sie zu heiraten, erstens daß sie nicht Französisch kann, und zweitens daß ich dachte, sie könnte ihren Stand und ihre Erziehung nicht vergessen. Ihr Bruder, ein sehr frommer Mann, drang in mich, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihn die Liebe zu mir so blind gemacht hat, daß er nicht mehr an sich selbst denkt. Seine Frau wetteiferte mit ihm im gleichen Bestreben, so daß ich fast genötigt worden wäre, die Hand zu bieten, hätte mich nicht der Herr selbst frei gemacht. Denn als ich antwortete, ich werde keinen Schritt tun, wenn nicht das Mädchen verspreche, sich um die Erlernung unserer Sprache zu bemühen, da erbat sie sich Bedenkzeit. Ich sandte nun gleich meinen Bruder mit einem andern guten Manne, um eine Andere für mich zu werben, die, wenn sie ist, was man von ihr rühmt, auch ohne Geld genug in die Ehe mitbringt; denn wer sie kennt, empfiehlt sie mir außerordentlich. Kommt sie, wie wir gewiß hoffen, so soll die Hochzeit nicht über den 10. März hinausgeschoben werden. Könntest du dann doch hier sein, unsere Ehe einzusegnen! Ich wage aber kaum, dich darum zu bitten, da ich dir schon voriges Jahr mehr Mühe machte, als recht war. Hätte aber ein anderer von den Brüdern im Sinn, uns zu besuchen, so möchte ich, er täte es dann, damit er dich vertreten könnte. Eigentlich mache ich mich aber lächerlich, wenns jetzt etwa geschieht, daß meine Hoffnung enttäuscht wird. Aber, im Vertrauen auf den Beistand des Herrn, überlege ich mir schon Alles, wie wenn die Sache sicher wäre.

Offenbar waren Calvins Pläne in Straßburg bekannt geworden, und es griffen nun Andere ein, um dem Suchenden zu helfen. Wer war der fromme Mann, der seine Schwester versorgen wollte? Die Frage wird wohl ein ungelöstes Rätsel bleiben. Jedenfalls schien Calvin diese energische Fürsorge bedenklich, wie sein ganzes Verhalten zeigt. Glaubte er wirklich an die Uneigennützigkeit des besorgten Schwagers? Ich bin eher geneigt, in dem Satz, der davon spricht, eine leise Ironie zu sehen. Aber nicht nur das Drängen der Verwandten machte ihn bedenklich, sondern das Mädchen selbst entsprach seinem Ideal nicht. Er fürchtete, die vermögliche, adelige Dame werde sich in die einfache Stellung einer Pfarrfrau nicht finden können. Ihre Geburt und Erziehung werde ihr stets ihre Heirat als ein Herabsteigen in eine niedere Sphäre erscheinen lassen, und dieser Schwierigkeit gegenüber bedeutete die reiche Mitgift Nichts. In der andern Schwierigkeit lag nun für Calvin das Mittel, sich dem Anerbieten zu entziehen. Das Mädchen konnte nicht Französisch und Calvin nicht Deutsch. Es ist nicht uninteressant für die damalige Zeit und für die Kenntnis Calvins, daß er in seinem dreijährigen Aufenthalt in einer deutschen Stadt es nicht zu genügendem Verstehen der deutschen Sprache brachte. Das Latein war noch so sehr Umgangssprache der Gebildeten, daß man damit überall durchkam, ohne sich die Landessprache aneignen zu müssen. Wie an das Religionsgespräch zu Poissy (1561) die Zürcher Kirche in Peter Martyr Vermigli einen Mann senden konnte, der zwar Französisch verstand, aber nicht sprach; wie Martin Butzer nach England ging ohne Kenntnis des Englischen, so war Calvin theologischer Abgeordneter der Reichsstadt Straßburg am Reichstag zu Regensburg, ohne einer in deutscher Sprache geführten Verhandlung folgen zu können. Nur ein Wort bezeugt uns, daß er wenigstens ein paar Schlagworte von den Deutschen gelernt hat, er spricht in einem Brief von den Bischöfen als dem ordo pfaficus, was nicht gerade ciceronisches Latein ist. Die intimsten Briefe an Farel schreibt Calvin lateinisch; aber für den Umgang mit seiner Gattin war ihm doch die Muttersprache unerläßlich. So benutzt er diesen Wunsch, das Mädchen auf die Probe zu stellen; sie soll versprechen, Französisch zu lernen, ehe er einen weitern Schritt tut. Daß sie das nicht gleich verspricht (wir könnens ihr schließlich nicht übel nehmen), sondern sich Bedenkzeit ausbittet, bestärkt ihn in der Ansicht, daß sie zu ihm nicht passe. Hat er doch von seiner Frau verlangt, daß sie gefällig sei, bereit, ihrem Manne zu Willen zu leben. Nun sieht er sich durch den Herrn von einer ihm unangenehmen Sache befreit, und damit er nicht nochmals in eine solche Lage gerate, will er selbst rasch vorgehen. Er hat von einer Andern gehört, die ihm sehr empfohlen wird; zwar hat sie gar kein Geld, aber eine reiche Mitgift an Tugend und Vortrefflichkeit. So sendet er gleich seinen Bruder und einen andern Freund, für ihn zu werben, und das, obwohl er sie selbst kaum gesehen zu haben scheint. Denn wie könnte er sich sonst nur auf die Empfehlungen Anderer berufen?

Wie ist das möglich? fragen wir uns. Es gibt keine andere Erklärung dafür, als was Calvin sagt: Im Vertrauen auf den Beistand des Herrn überlege ich mir schon Alles, wie wenn die Sache sicher wäre. Es ist seine feste Ueberzeugung, daß der Herr ihn führt auch in diesen Dingen. Sein Gedanke, das adlige Mädchen in der Sprachenfrage auf die Probe zu stellen, erscheint ihm als eine Idee, die ihm Gott selbst wohl als Gebetserhörung eingegeben hat, um aus einer unangenehmen Lage frei zu werden. Auch zu seiner jetzigen Werbung hat er den Beistand des Herrn erbeten und die Gewißheit, daß sein Gebet erhört werde, gibt ihm eine Sicherheit, die ihm menschlich betrachtet selbst lächerlich erscheint. Bestimmt er doch schon das Hochzeitsdatum, und lädt den Freund zur Trauung ein, ehe er das Jawort erhalten und die Braut gesehen hat. Wir lernen hier die allerbezeichnendste Eigenschaft Calvins kennen. Dieser Willensmensch fühlt sich in seinem ganzen Denken und Tun nicht frei, sondern vom Herrn geführt. In den wichtigsten Momenten seines Lebens fürchtet er sich geradezu davor, das zu tun, was ihm das Beste scheint, weil er meint, durch eignes Wollen gegen Gottes Willen zu verstoßen; er bittet dann Gott, ihn zu lenken, und unterwirft sich fast gewaltsam dem, was ihm die Freunde raten, in deren Stimme er dann den von Gott erbetenen Wink erwartet. Ja noch mehr, seine eigensten Gedanken, z. B. die Prädestinationslehre, sieht er nicht als sein geistiges Eigentum an, sondern als ein Geschenk der Gnade Gottes, an dem er selbst ganz unbeteiligt sei. Es gilt von ihm in gewissem Sinne, was Wellhausen von den Propheten sagt: „In der schöpferischsten Aktion hatten sie das Gefühl völliger Passivität.“ Wenn man damit ferner zusammenhält, welche Bedeutung für Calvin stets die alttestamentlichen Vorbilder hatten, so versteht man, daß die Werbung um eine Unbekannte ihm etwa durch Eliesers Werbung für Isaak durchaus natürlich erschien. Aber es waren doch nicht mehr die Zeiten Rebekkas. Auch das nun angefragte Mädchen gab so rasch das Jawort nicht, wie Calvin erwartet hatte, und von der Hochzeit vor dem 10. März konnte nicht die Rede sein.

Wie lang sich die Verhandlungen noch hinzogen, ist nicht genau zu sagen. Aber schließlich kams doch zur Verlobung. Das Ziel schien erreicht — aber nun mußte Calvin eine Enttäuschung erleben, die ihn furchtbar traf. Am 21. Juni schreibt er an Farel:

Ich fürchte, wenn du mit deinem Kommen warten willst bis zu meiner Hochzeit, so kommst du zu spät. Ich habe noch keine Frau gefunden und weiß nicht, ob ich überhaupt noch weiter suchen soll. Neulich hatten mir ja Claude und mein Bruder ein Mädchen verlobt. Drei Tage nach ihrer Rückkehr wurde mir Einiges berichtet, das mich zwang, meinen Bruder wieder hinzusenden, um mich von dieser Verbindung wieder frei zu machen.

So kurz diese Briefnotiz ist, es spricht aus ihr eine schwere, drückende Stimmung. Der dritte Versuch, eine Frau zu finden, ist fehlgeschlagen; Calvin hat allen Mut verloren, noch weiter zu suchen. Die trübselige Bemerkung steht so mitten unter politischen und kirchenpolitischen Nachrichten, der Uebergang, mit dem Calvin sich von dieser persönlichen Angelegenheit wieder zu den politischen Ereignissen wendet, ist so abrupt, daß man deutlich merkt, wie absichtlich Calvin sich nicht lange mit dieser traurigen Erfahrung abgeben will, die ohne Zweifel für ihn auch ein schweres Erlebnis in religiöser Hinsicht war; denn wie war seine Glaubenszuversicht zu nichte geworden!

Und nun folgt das Merkwürdigste; Keine zwei Monate nach diesem Brief hören wir von Calvins Heirat mit Idelette von Büren, der Witwe eines Jean Stordeur von Leyden, den Calvin vom Anabaptismus zur Kirche zurückgeführt hatte und der bald darauf an der Pest gestorben war. Wir ver-

nehmen zwar über diese Heirat von Calvin selbst garnichts. Dies rührt daher, daß Farel, dem allein er über so intime Dinge schrieb, damals eben selbst in Straßburg zu Besuch war und also doch Calvins Ehe einsegnen konnte. Farel schreibt einem andern Freunde, Calvin sei der Gatte einer tüchtigen, ehrbaren, ja selbst schönen Frau geworden. Wie das zuging, darüber wissen wir nicht viel mehr, als daß Butzer dabei wohl als Calvins Freiwerber eine Rolle spielte. Zwei Kinder hatte Idelette aus erster Ehe, einen Sohn, der in Deutschland blieb, und ein Töchterlein Judith, das sie mit sich in ihre neue Ehe brachte. Gleich zu Beginn konnte sie sich auch darin bewähren, daß sie einen kranken Mann zu pflegen verstand. Im September schon schreibt Calvin: „Damit unsere Ehe nicht gar zu fröhlich werde, kam der Herr zuvor und dämpfte unsere Freude, daß sie nicht übers Maß hinausgehe.“ Und nun folgt die ausführliche Schilderung einer schweren wechselfieberartigen Krankheit, die ihn längere Zeit ans Bett fesselte. Als er noch nicht genesen war, wurde auch Idelette krank. So trübselig die angeführten Worte lauten, Eins leuchtet doch aus ihnen hervor, daß Calvin voll Freude war, diese Frau gefunden zu haben, und daß diese Freude wohl doch ihren Grund darin hatte, daß Idelette ihrem Gatten mehr war als bloß eine tüchtige Hausfrau. Leider haben wir über das eheliche Leben der Beiden keinerlei so schöne Zeugnisse, wie sie Luthers Ehe allem Volk bekannt machen; denn die Briefe, die Calvin seiner Frau geschrieben hat, als er schon im ersten Ehejahr nach Worms und Regensburg reiste und dort monatelang festgehalten wurde, sind nicht erhalten. Daß er ihr geschrieben, das beweist deutlich der Umstand, daß in den erhaltenen Briefen an seinen Straßburger Vikar kein Gruß an sie steht, sondern nur an die andern Hausgenossen. Daß er seine Frau nicht hätte grüßen lassen, ist bei dem Manne undenkbar, der in seinen Briefen an Viret nicht nur dessen Frau, sondern auch die beiden Töchterchen fast regelmäßig grüßen läßt. Es galt Idelette zu trösten, während er in Regensburg war; verschonte doch die Pest, die in Straßburg herrschte, auch Calvins Haus nicht, sodaß einige seiner Kostgänger erkrankten, sein Freund und einer seiner Schüler starb, und der Ansteckungsgefahr wegen der Haushalt aufgelöst werden mußte. Idelette zog zu Calvins Bruder. „Tag und Nacht“, schreibt der besorgte Gatte an Farel, „steht mir meine ratlose Frau vor Augen, daß sie jetzt ihres Hauptes entbehren muß.“

Vom Leben Idelettes in Genf wissen wir auch recht wenig. Eigentlich nur, daß sie, wie ihr Mann, viel von Krankheit heimgesucht war und daß Calvins Gegner, um ihn zu kränken, auch Idelettes Ehre in den Staub zogen. Mit bitterm Schmerz berichtet Calvin einmal, daß seine Gattin um ihrer ersten — wiedertäuferischen und also wohl nicht kirchlich geschlossenen — Ehe willen übler Nachrede ausgesetzt gewesen sei. Sonst hören wir von ihr fast Nichts mehr bis zu ihrem Tod am 29. März 1549. In einem Brief an Viret sagt Calvin von der Verstorbenen:

Beraubt bin ich der besten Gefährtin meines Lebens. Sie hätte mich, wenn mir etwas Schlimmes widerfahren wäre, nicht nur in Verbannung und Armut willig begleitet, sondern auch in den Tod. Solange sie lebte, war sie mir eine treue Helferin in meinem Amt, nie bin ich von ihr auch nur im Geringsten gehindert worden.

Was er den Freunden von ihren letzten Tagen und Stunden berichtet, ist zu charakteristisch für die Frömmigkeit jener Zeit, als daß ich es unterdrücken möchte. An Farel schreibt er:

So groß war ihre Geistesstärke, daß sie bereits über der Welt zu stehen schien. An dem Tage, da sie ihre Seele dem Herrn übergab, etwa um 6 Uhr, sprach ihr unser Bruder Bourgoing mit frommen Worten zu. Dabei tat sie einen Ausspruch, an dem Alle merken konnten, daß ihr Herz bereits hoch über diese Welt sich aufgeschwungen hatte. Das waren ihre Worte: „O glorreich Auferstehn! O Gott Abrahams und aller unserer Väter, schon seit Jahrhunderten haben alle Gläubigen auf Dich gehofft und Keiner ist enttäuscht worden: so harre denn auch ich Deiner!“ Solche kurze Sätze stieß sie eher hervor, als daß sie sie sprach, und das nicht etwa nach den Worten der Andern, sondern wie die Gedanken ihr Herz bewegten, so bezeugte sie in kurzen Worten, was sie bei sich dachte. Um 6 Uhr wurde ich von Hause fortgeholt. Nach 7 Uhr, als man sie ins andere Zimmer trug, begann gleich der Todeskampf. Als sie spürte, daß ihr gleich die Stimme versagen werde, flüsterte sie: „Beten, beten! betet Alle für mich!“ Eben kam ich nach Hause. Sie konnte kein Wort mehr sprechen, doch zeigte ihre Miene die Bewegung ihres Herzens. Ich sprach zu ihr ein paar Worte von Christi Gnade, der Hoffnung des ewigen Lebens, vom Pilgerzelt dieses Daseins und der Heimkehr; dann nahm ich meine Zuflucht zum Gebet. Klaren Geistes hörte sie meinem Beten zu und war aufmerksam auf meinen Zuspruch. Kurz vor 8 Uhr gab sie still den Geist auf, sodaß die Anwesenden den Uebergang vom Leben zum Tode kaum merkten.

Das war ein evangelisches Sterben. Der Rechtfertigungsglaube der Reformation war der Trost und die Zuversicht dieser Frau auf ihrem Totenbette. Zum Gotte Abrahams wandte sie sich in ihrem Gebet, weil an diesem Manne es Gott nach paulinischer und reformatorischer Lehre hat offenbar werden lassen, daß nicht die Werke, sondern der Glaube allein selig mache. Aber nicht weniger stark tritt in Idelettes letzten Tagen das hervor, was durch ihren Gatten der Frömmigkeit seiner Zeit als Stempel aufgeprägt wurde: der Prädestinationsgedanke mit seiner scharfen Scheidung aller Menschen in Erwählte und Verworfene. Man höre nur, was Calvin an Viret in dem schon oben angeführten Brief erzählt:

Wie sie nie für sich sorgte, so wollte sie mir auch während ihrer ganzen Krankheit nie wegen ihrer Kinder lästig werden. Weil ich fürchtete, es quäle sie doch in ihrem Herzen die drückende Sorge, so habe ich drei Tage vor ihrem Tod von mir aus einmal bemerkt, ich verspreche ihr, ich werde meine Pflicht an ihren Kindern nicht versäumen. Da erwiderte sie gleich: „Ich habe sie schon dem Herrn empfohlen.“ Als ich sagte, das sei kein Grund, daß sie die Kinder nicht auch meiner Fürsorge anvertraue, da antwortete sie: „Ich weiß wohl, daß du nicht vernachlässigst, was du dem Herrn empfohlen weißt.“ Erst gestern erfuhr ich, daß sie, als eine Frau in sie drang, wegen ihrer Kinder mit mir zu sprechen, ausdrücklich sagte: „Das ist die Hauptsache, daß sie fromm und rein leben. Meinen Mann brauche ich nicht zu drängen, daß er sie in frommer Zucht und Gottesfurcht erzieht. Sind sie fromm, so habe ich das feste Vertrauen, daß er ihnen von sich aus ein Vater ist; sind sie aber anders, so sind sie es ja nicht wert, daß ich ihn für sie bitte.“ Diese Geistesgröße gilt mir mehr als hundert andere Empfehlungen.

Das ist nun die ganze herbe calvinistische Frömmigkeit: der Verworfene, von Gott zur Verdammnis Bestimmte kann gar nicht fromm sein, deshalb ist auch die Fürbitte für ihn nutzlos und er ihrer gar nicht wert. Selbst wenn wir annehmen, daß die Worte Idelettens nicht ganz so hart waren, wie sie in Calvins Bericht klangen, so ist uns eine Mutter, die selbst für ihre Kinder die harte Lehre des Glaubens nicht erweicht, fast unverständlich; aber ihr Gatte schätzte gerade das an ihr mehr als alles Andere.

Es scheint ein weites Abschweifen zu sein, wenn ich von Calvins Heirat erzählen wollte, und habe vom Tode seiner Frau gesprochen. Aber eben dieses Sterben zeigt uns, daß Calvin nach manchem vergeblichen Versuch durch Gottes Fügung dann doch die Frau gefunden hat, die er brauchte, der sein Glaube nicht zu groß und sein Wesen nicht zu hart war, und die ihm dadurch allein durch neun Jahre eine treue Gehilfin bei seinem Wirken sein konnte.

Rudolf Schwarz

Verschiedenes

Die religiösen Ideale der modernen Theologie. Vier Vorträge, gehalten in Frankfurt a. M., von Oberlehrer H. Schuster, Senior Professor D. W. Bornemann, Pfarrer W. Veit, Pfarrer D. E. Foerster. Frankfurt a. M. und Berlin, Moritz Diesterweg 1908. 88 S. 1,60 Mk.

Dem oben besprochenen Vortrag von Stange über das Frömmigkeitsideal der modernen Theologie folgt dies Büchlein dank einer freundlichen Fügung auf dem Fuße. Den Gießener Vortrag haben die Redner von Frankfurt nicht gekannt, vielleicht kaum davon gewußt. Aber wie wirksam ist es nun, daß sie frei und einmütig ihr Frömmigkeitsideal im Namen ebenderselben modernen Theologie aufrichten, nachdem der Kritiker einen so hinfälligen Versuch gemacht hat, es von sich aus zu konstruieren! Ich gehöre zwar zu denen, die noch immer Bedenken tragen, sich zu dem Namen der „modernen Theologie“ zu bekennen; aber zu dem, was die vier Frankfurter darunter verstehen, bekenne ich mich gerne. Und ich denke, der weite Kreis von Theologen, die zu unserm Blatte stehen, ja viele andre noch zur Rechten und zur Linken werden das auch tun. Die Schrift eignet sich geradezu zur Massenverbreitung unter den Laien, die ernstlich wissen wollen, was es um unsre Theologie ist.

Ich wüßte nicht, welchem der Vier ich die Palme geben sollte. Aber sie wetteifern ja auch nicht, sie bilden zusammen ein Ganzes. Schuster stellt Allem zuvor „unser Ideal persönlicher Frömmigkeit“ fest: das ist gut und unverfänglich, denn zum Schluß bringt Foerster „unser Ideal religiöser Gemeinschaft“ mit jenem zur Deckung. Da-

zwischen bezeugt Bornemann erschöpfend und warm „unser Verständnis der Bibel“, und Veit zeigt an einem mutig herausgegriffenen Beispiel „unsre Beurteilung des Dogmas“ auf.

Die Vorträge haben ein ansehnliches, lebhaft interessiertes Publikum gehabt und sind von diesem zum Druck begehrt worden. Ich habe sie in Einem Atem dankbar genossen. Unsre Leser und Leserinnen (denen man aber lateinische Floskeln ersparen oder doch verdeutschen sollte) werden, denk ich, auch nach dem Büchlein greifen — und es dann fleißig weitergeben. R

Ibsen, Björnson, Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr 1907. 256 S. 3, gebunden 4 Mk.

Ein frisches, reiches Buch, in der bekannten, ausgezeichneten Sammlung „Lebensfragen“ erschienen. Dürfte ich meiner Neigung nachgeben, über dieses Buch eine eingehende Monographie zu schreiben, dann würde das erste Kapitel zeigen, wie das bewußt christliche Innenleben des Verfassers gefragt, und wie es kraft eines hellen, glücklichen Scharfsinnes geantwortet hat. Drum ist dies Buch dem Intellekte ebenso angenehm, wie dem Herzen im feinsten Verstande erbaulich; ein embarras de richesse von glänzenden Pointen, ein frischer, das Ganze durchfließender Strom von persönlich angeeignetem Glauben begegnet hier dem aus seinem innigsten Leben heraus nach Leben fragenden Leser. Ich könnte sagen: ein Stück unbewußter, herrlich geglückter Apologetik.

Daß man endlich zu sehen anfängt, daß die Bedeutung Ibsens vor Allem auf religiös-ethischem Gebiete zu suchen ist, und daß darüber so überzeugend geschrieben werden kann, wie es hier geschieht, ist ein gutes Zeichen der Zeit. (So wurde mir vor Kurzem auch ein Büchlein von Paris zugeschickt, wo eben dieser Gesichtspunkt recht schön verwertet war.) Und doch, eben hier meine ich, daß eine Schwachheit im Buche Weinels zu entdecken ist. Hätte der Verfasser nicht eben den Individualismus programmatisch im Kopfe gehabt, dann hätte er gewiß entdecken können nicht nur, daß die religiöse Frage als solche in allen Werken Ibsens wirklich und wirkend ist, sondern auch daß ihm diese im tiefsten eine persönliche Lebensfrage ist — ja sogar in „Wenn wir Toten erwachen“ und bis zum letzten Atemzug. Einen Wink, dies trotz der gerade hier genuin norwegischen Zugeknöpftheit entdecken und dadurch den eigentlichen Gesichtspunkt ins Auge fassen zu können, von dem aus die grandiose Dichtung meines berühmten Landsmannes viele durchgreifende Wirkungen auch für die fortschreitende Reinigung des Christentums ausüben kann, gebe ich gelegentlich hier: Das letzte Gedicht Ibsens, das ganz kleine: „Da saßen die Zwei“ wird von Ibsen selbst als eine „Vorarbeit zum Baumeister Solneß“ bezeichnet! Wer beantworten kann, inwiefern dies wirklich der Fall sein kann, der hat dem zugeknöpften Dichter ins innerste Herz geschaut! Wenn man ihn aber hauptsächlich und spezifisch als Individualisten behandeln soll und will, dann sieht man solche kleine Züge nicht.

Ueber Björnson hat Weinel meiner Meinung nach so überlegen und gründlich geschrieben, daß ich bis jetzt überhaupt nichts Besseres gesehen habe. Mit solcher Einsicht und so freier, weitherziger Empfindung hätten die betreffenden, hochwürdigen Pastoren in Christiania urteilen sollen; dann hätten sie ihr großes Anathema über den hochherzigen Verfasser und sein religiös so reiches Werk „Ueber die Kraft“ sparen und im Gegenteil daraus Tiefes und Feines lernen können. Es freut sich mein norwegisches Herz an dieser frischen Besprechung Weinels, und ich bringe dem Verfasser meinen herzlichen Dank dafür.

Die Abhandlung über Nietzsche! Hier möchte ich als Ausländer nur dies sagen: Will man sich von dieser exzentrischen, durch und durch genialen Gestalt, von diesem Erz-Individualisten ein richtiges Urteil verschaffen, dann lese man, des Philosophen Nietzsche wegen, die Auseinandersetzung Professor Vaihingers und diese Abhandlung Weinels. Mir wenigstens strahlen diese zwei — und ich gestehe am meisten die letzte — in der großen Menge von Nietzsche Abhandlungen am klarsten hervor.

Wenn man das schöne, überall fesselnde Buch Weinels nach dem (meinerseits wiederholten) Lesen schließt, dann sagt der Intellekt: Frisch, fein und reich! Das Herz aber fügt hinzu: Ja, man kann, man muß ja ein Christ sein, oder besser: es mehr und mehr werden!

Olaf Peder Monrad

Kleine Mitteilungen. Das im Historischen Verlag Baumgaertel Berlin erschienene Prachtwerk Die Wartburg — vgl. vorige Nummer Spalte 21 — kostet 260 Mark.

Das Flugblatt an evangelische Abiturienten, das wir im vorigen Jahre versandten, ist noch vorrätig und unentgeltlich gegen Einsendung des Portos vom Verlag zu haben. Es ist doch anerkannt worden, daß im Wesentlichen der rechte Ton darin getroffen war; so bediene man sich dieses Mittels zum Zwecke: das Studium der Theologie ist ein so reiches und befriedigendes, daß es sich wahrlich lohnt, die besten jungen Leute vor die Wahl zu stellen.

In den Weihnachtstagen ging durch die Zeitungen eine Nachricht, über die wir meinten erst weitere Erkundigung einziehen zu müssen, ehe wir uns dazu äußerten. Es ist uns aber bisher nicht gelungen, Beruhigendes zu erfahren. In Breslau hat ein Rentner Müller der dortigen Freireligiösen Gemeinde 20000 Mark vermacht. Die zuständigen Minister weigern sich aber, bei dem König die zur Vollstreckung des Vermächtnisses (weil über 5000 Mark) erforderliche allerhöchste Genehmigung zu befürworten. Da natürliche Erben nicht vorhanden sind, würde das Geld dem preußischen Fiskus zufallen. Es kann natürlich davon nicht die Rede sein, daß man in den Ministerien sich von der Absicht leiten läßt, dem Fiskus den Gewinn zuzuwenden. Jeder evangelischen oder katholischen Gemeinde, jeder kirchlichen Anstalt würde man das Vermächtnis glatt zukommen lassen. Aber der Freireligiösen Gemeinde weigert man es als solcher. Wenn nicht noch Motive bekannt werden, die diese Auffassung ins Unrecht setzen, worauf wir gerne hoffen, so müssen wir erklären, daß ein solches Verfahren gegen den Testator und die von ihm bedachte Gemeinschaft nur geeignet ist, dem moralischen Ansehn der vom Staate privilegierten Kirchen zu schaden. Wir wenigstens möchten in dieser Situation lieber der geschädigten Gemeinde als den bevorzugten Kirchen zugehören.

Inzwischen ist der Prozeß Moltke-Harden zum zweiten Mal zu Ende verhandelt worden. Man war ja froh, daß es einem diesmal erspart blieb, die ganze trübe Flut wieder über sich ergehen lassen zu müssen. Aber ich möchte das Verdienst der zweiten Prozeßleitung in diesem Punkte nicht so hoch anschlagen: denn erträglich wurde der Ausschluß der Oeffentlichkeit in diesem Falle doch nur dadurch, daß man aus der ersten Verhandlung schon so viel wußte! Man denke sich nur in die Möglichkeit hinein, auch der erste Prozeß wäre bei verschlossenen Türen geführt worden — und wir hätten nun das erste Mal einen blanken Freispruch erlebt unter starker Bloßstellung der klagenden Partei, und wenige Wochen darauf eine Verurteilung zu vier Monaten Gefängnis unter weitgehender Rechtfertigung nicht nur des Privatklägers, sondern auch andrer mitinteressierter Personen: was sollte das deutsche Volk von einer Rechtsprechung denken, die sich in solchen Extremen bewegt — wenn es mit verbundenen Augen dabei stehen mußte? Und damit will ich also im Gegensatz zu so vielen und starken Urteilen, die sich in anderem Sinne äußerten, der ersten Prozeßleitung danken für die Offenheit, mit der sie die Sache behandelt hat, und welche allein auch eine Verfolgung des zweiten Prozesses dem ruhigen Beobachter ermöglicht hat. Was solche Oeffentlichkeit an Schmutz in die Häuser und Herzen bringt, darunter leiden wir so gut wie Irgendjemand sonst; aber darin muß sich die Gesundheit eines Volkes zeigen, daß es aus solchem Schlammbad nur gesünder herauskommt.

Die krasse Differenz zwischen dem ersten und zweiten richterlichen Urteil bleibt nun aber auch trotz der weitgehend ermöglichten Einsicht in die Sache recht peinlich. Zwar gönnt man dem Grafen Kuno Moltke seine Rechtfertigung. Ja, das ist das einzig Erfreuliche an dem ganzen Doppelprozeß, daß diesem Manne, der doch unter der ganzen Affäre unsäglich gelitten haben muß, volle Genugtuung widerfahren ist. Keinem, der den Grafen Moltke schätzt und liebt, ist es zu verdenken, wenn er heute dankbar aufatmet: Es gibt doch noch Richter in Berlin! Aber war für uns Andre denn die Person des Grafen Moltke, was uns interessierte? Und es gab doch einen Zeitpunkt an der ganzen Affäre, wo man den Eindruck hatte, daß in den obersten Regierungskreisen kein Interesse dawar, den Grafen Moltke zu schützen. Es ist bis heute nicht ganz erklärt, weshalb die Staatsanwaltschaft sich nicht von vorn herein des Beleidigten annahm, wo so ernste Zusammenhänge zu Tage lagen. Statt dessen ließ man ihn seine Privatklage erheben wie einen verlassenen Mann. Dies mußte die öffentliche Meinung wider Moltke und den Moltkeschen Kreis mißtrauischer machen als die Hardenschen Artikel, die doch im Grunde herzlich wenig öffentliche Wirkung getan hatten. Ja man gewann die Ansicht, als sei an hohen, maßgebenden Stellen das Vorgehen Hardens nicht unerwünscht gekommen und als überlasse man nicht ungern die Austragung der Sache der Privatperson Moltke auf dem für sie und ihre Mitinteressenten denkbar ungünstigsten Boden eines Privatprozesses.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind wir aus unsrer Ferne Zuschauer des Prozesses gewesen. Und was wir dann aus solchem Anlaß in Nr. 45 v. J. in ausführlichem Artikel gesagt haben, davon ist umso weniger Etwas zurückzunehmen, als es Gedanken waren, die uns längst auf der Seele lagen und die nur unter dem Druck des ganzen Prozesses endlich zur Aussprache gekommen sind. Aber freilich was wir in den ersten Tagen des ersten Prozesses in den kurzen Schlußbemerkungen unsrer Nr. 44 gesagt haben, davon bedarf wenigstens ein Satz der retractatio. „Harden“, so hieß es dort, „mag gehandelt haben, aus welchen Motiven er will, der Erfolg, den seine Publizistik in diesem Falle schon gehabt hat, muß ihm zum Verdienst angerechnet werden.“ Von „Verdienst“ kann ich heute nicht mehr reden, nachdem der zweite Prozeß doch jedenfalls gezeigt hat, wie unzureichend das Beweismaterial war, auf das Harden seine Aktion aufgebaut hat. Das konnte man nicht vermuten. Ob Harden die Strafe verdient hat, die ihm nun zugesprochen worden ist, und ob nicht doch der gesamte Prozeß auch gute Wirkungen gehabt hat oder haben wird, ganz abgesehen von dem, was Harden wollte oder nicht wollte: das sind Fragen, die ich im Augenblick mir nicht getraue auch nur für mich selber zu beurteilen. Am sonderbarsten kommt es dem Nichtjuristen vor, daß Harden die Kosten des ersten Prozesses tragen soll, der mit einem glänzenden Freispruch für ihn schloß: aber dieses Umstandes werden sich gewiß Andre annehmen. Keinesfalls ist ja der Prozeß nun aus. Auch wenn sein Urteil rechtskräftig wird, und dann erst recht, wird er noch lange das öffentliche Interesse beschäftigen. Und dies ist auch nur zu wünschen. Denn wenn Aergernisse kommen, dann ist es an der sittlichen Gemeinschaft, die wir einzelnen Bürger mit unserm Staate zusammen bilden, dawider kräftig und tief zu reagieren. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Dienstag 14. Januar 8 Uhr in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14 II.: Nietzsches Herrenmoral und die christliche Persönlichkeit. Prediger Lic. Pfennigsdorf.

Breslau. Freitag 24. Januar 8 Uhr Rizzibräu Zwingerstraße: Die Häckelsche Weltanschauung und das Christentum. Professor Wobbermin.

Chemnitz. Donnerstag 30. Januar: Das moderne Christusdrama. Siegert.

Frankfurt a. M. Montag 13. Januar 5½ Uhr im Kursaal Milani Friedberger Anlage: Mission und Kultur.

Görlitz. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Jesus und die Kultur. Lic. Macholz.

Lüttringhausen. Montag 13. Januar 5 Uhr im Düringer Hof: Der erziehliche Wert der alttestamentlichen Geschichten. Oberlehrer Brede-Lennep. — Gäste willkommen.

Magdeburg. Dienstag 28. **Januar, nicht** 14. Januar ¼4 Uhr im Blauen Hecht Berliner Straße: Der christliche Gottesgedanke. Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch.

Oldenburg i. Gr. Montag 20. Januar in der Bavaria: Der Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe (Fortsetzung). Fräulein Oltmanns.

Plauen i. V. Freitag 17. Januar 8 Uhr bei Trömel, Oberstock: Glaube, Aberglaube, Unglaube in ihrem Verhältnis zu Wissen, religiösem Erfahren und ethischem Wollen. Dr. Burk-Auerbach i. E.

Stuttgart. Montag 20. Januar ½8 Uhr im Herzog Christoph Christophstraße 11: Die Sakramente. 2. Die Taufe. Dekan Ziegler-Neuenstadt.

Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Coblenz. Donnerstag 9. Januar 8½ Uhr im Saale des Gasthofs Bellevue am Rhein. Oeffentlicher Vortrag des Generalsekretärs des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen-Missionsvereins Pfarrer Dr. Fobbe: Buddhismus und Christentum. Eintritt für Nichtmitglieder Mk. 1.— Für Mitglieder, die den höheren Beitrag zahlen, frei; für die übrigen und die Angehörigen sämtlicher Mitglieder Mk. —.50. Schriftenverkauf an der Kasse.

Versammlungskalender

10. 11. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Dessau
15.—18. September Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Oxford
? „ Internationaler Kongreß für Moralpädagogik London
6. 7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 1. Außerordentliche preußische Generalsynode. Erstes Stück — Ueber die Konfessionsverhältnisse in Deutschland — Austritt aus der Kirche und kirchlicher Ausweis — Der Protestantismus in Ungarn — Die katholischen Gemeindeschulen Nordamerikas

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker Berlin

Nr. 1. Zum neuen Jahre: 1. 2 — Das kirchliche Frauenstimmrecht: 1. 2 — Die christlichen Gewerkschaften — Seelenzahl und Pfarrstellenzahl in der Landeskirche der älteren preußischen Provinzen — Aus Preußen: Das Pfarrbesetzungsgesetz; Zum Pfarrbesoldungsgesetz — Mancherlei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 12. Die Mission und die sogen. religionsgeschichtliche Schule. Von Professor D. Bousset — Unsere jüngste deutsche Kolonie Tsingtau Von Pfarrer Wilhelm Ruhmer-Shanghai — Neue Schriften Lafcadio Hearn's. Von Ad. Wendt — Religionspsychologie. Von Dr. Geyer, Nürnberg — Aus Zeitschriften und Jahresberichten. Neues von der chinesischen Reformbewegung — Literatur (Katholischer Missionsatlas; Hahn, Ferdinand, Einführung in das Gebiet der Kolsmisssion; Das Barmer „Missionsblatt", Januar bis Juli 1907) — Vereinsnachrichten

Anneliese Thiemt
aus Pütte in Pommern
Friedrich Reimann
cand. theol. aus Witzenhausen
haben sich verlobt.
Witzenhausen, Weihnachten 1907

Hauslehrer

Theologe, für 1. April gesucht; 2 Knaben Sexta und Quinta eines Gymnasiums. Gute Bahnverbindung Leipzig, Halle, Jena.
Wünning, Rittergut **Kleinhelmsdorf** Bahnstation Weickelsdorf (Linie Zeitz-Camberg) Post: Dorf Roda (Bez. Halle)

Jüngere Lehrerin und Erzieherin für Ostern gesucht. Zu unterrichten 4 Kinder (2 Mädchen von 12 und 13 Jahren, 2 Knaben von 6 und 8 Jahren). Unterstützt von älterer Lehrerin. Näheres brieflich. Anerbieten mit Zeugnissen, Bild, Gehaltsansprüchen und persönlichen Angaben an **Dr. med. Liebe, Heilanstalt Waldhof Elgershausen, Kr. Wetzlar.**

Ihre Verlobung zeigen an
Anna Schieber
Friedrich Albrecht
Pfarrverweser in Eschach
Eschach-Uhingen

Zum 1. April **Mädchen gesucht,** zuverlässig, gesund, an Ordnung gewöhnt, als treue Helferin der Hausfrau bei Kindern, im Häuslichen, gegen guten Lohn, freundliche Behandlung, Feriengewährung. Im Pfarrhause zu **Gehrde** bei **Osnabrück.**

Cassel, Evangelisches Fröbelseminar verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse"** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel"** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.
Das Kuratorium.

Alles um Liebe

Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Biographisch verbunden und sachlich erläutert von Ernst Hartung.
Herbst 1906: Erstes Tausend. Herbst 1907:
fünfundsiebzigstes Tausend

hübsch und haltbar gebunden Preis: **1,80 Mk.** nur durch den Buchhandel

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München

Bekanntmachung

An der hiesigen St. Magni Kirche ist zum 1. Januar 1908 die erste Predigerstelle frei geworden; zum 1. Mai 1908 wird auch voraussichtlich die zweite Predigerstelle vacant. Das Anfangsgehalt jeder Stelle beträgt Mk. 4100,— nebst freier Dienstwohnung. Das Gehalt steigt in 18 Dienstjahren bis auf Mk. 6500,—.

Der unterzeichnete Kirchenvorstand fordert Geistliche der evangelischen Landeskirchen zur Bewerbung um die erste Pfarrstelle auf; gegebenen Falles sollen die Bewerbungen auch für die zweite Pfarrstelle gelten. Die Bewerbungsgesuche sind bis zum 15. Februar 1908 an den unterzeichneten ersten Provisor zu richten.

Braunschweig, den 31. Dezember 1907

Der Kirchen-Vorstand von St. Magni
Herm. Hauswaldt
z. Zt. Erster Provisor

Ausschreibung

In der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in **Mähr.-Schönberg** gelangt die erledigte Pfarrerstelle zur Besetzung.

Die Herren Bewerber deutscher Nationalität wollen ihre Gesuche bis längstens 1. März 1908 an das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde **Mähr.-Schönberg** (Kurator **Jul. Sallmann**) einsenden, der nähere Auskunft zu erteilen bereit ist.

Zwanzig-Jahrgangs-Register

Professor Baumgarten schreibt im Novemberheft der „Evangelischen Freiheit":

Eine ungemein verdienstvolle Arbeit hat soeben Chr. Balzer abgeschlossen: ein Register der Sachen und Bibelstellen der Zwanzig Jahrgänge Christliche Welt: 1887—1907 (Marburg, Verlag der Christlichen Welt, 6 Mk). . . . Die Hauptsache ist, daß die Sachen erschöpfend notiert sind. Man wird nun erst gewahr, welche Fülle von Stoff und Beziehungen die Christliche Welt ihrem Leserkreis vorführt.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 311 809 500 M. Vermögensbestand 109 043000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1906: 3 084046 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Probenummern der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg